

2019

Literaturpreis der  
Konrad-Adenauer-Stiftung

## Husch Josten

---

Michael Braun / Susanna Schmidt (Hrsg.)



Literaturpreis der  
Konrad-Adenauer-Stiftung  
2019

# Inhaltsverzeichnis

---

## **Begrüßung**

*Norbert Lammert* ..... 5

## **Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man erzählen. Laudatio auf Husch Josten**

*Thomas Sternberg* ..... 17

## **Dankrede**

*Husch Josten* ..... 35

## **Schlusswort**

*Bernhard Vogel* ..... 53

**Programm der Feierstunde** ..... 60

**Impressionen** ..... 63

**Verleihungsurkunde** ..... 86

## **„Geschichten brauchen Erzähler“**

### **Gespräch mit Husch Josten**

*Oliver Jahraus und Michael Braun* ..... 89

<b>Zeittafel – Husch Josten</b> .....	101
<b>Laudator 2019</b> .....	105
<b>Jury 2019</b> .....	109
<b>Stipendiatin der Bernhard-Vogel-Stiftung und Musiker</b> .....	119
<b>Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 1993–2018</b> .....	125

# Begrüßung





## Norbert Lammert

Meine Damen und Herren,  
ich begrüße Sie alle herzlich zur Verleihung des  
Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung, hier  
an bewährter Stelle in Weimar, im Musikgymnasium  
Schloss Belvedere.

Ein besonders herzliches Willkommen gilt allen aktiven und ehemaligen Mitgliedern von Regierungen und Parlamenten in der Europäischen Union, im Bund, in den Ländern, in den kommunalen Vertretungskörperschaften, den Repräsentanten von Wirtschaft und Wissenschaft, von Kultur und Kirche. Stellvertretend für alle begrüße ich namentlich den langjährigen Ministerpräsidenten, früheren Landtags- und Bundestagsabgeordneten, Vorsitzenden und jetzigen Ehrenvorsitzenden der Konrad-Adenauer-Stiftung, Bernhard Vogel. Ich weiß, ich habe jetzt einige Ämter vergessen, aber mit Blick auf das begrenzte Zeitbudget musste ich mir diese Großzügigkeit erlauben.

Ich möchte mich gleich zu Beginn herzlich bei all denjenigen bedanken, die diese Veranstaltung vorbereitet haben. Wir bedanken uns sehr bei der Schulleitung für die erneute Gastfreundschaft, hier an diesem schönen Austragungsort, und ebenso sehr bei den beiden Künstlern, Ludmilla Kogan und Niklas Tharan, die uns mit Ludwig van Beethoven und Carl Maria von Weber durch den heutigen Vormittag begleiten. Dass einer von beiden, Niklas Tharan, seit dem vergangenen Jahr auch Stipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung ist,

fördert seine Motivation hoffentlich in ähnlicher Weise wie unsere Freude an seiner Mitwirkung.

„Sind hier Drachen?“ – eine komische Frage, werden viele von Ihnen denken und messerscharf schlussfolgern: Ganz offensichtlich nicht – was hat der Mann für Obsessionen? Aber so sicher sollten Sie sich da mal besser nicht sein. Jedenfalls sagt Husch Josten, die ich an dieser Stelle besonders herzlich als diesjährige Trägerin unseres Literaturpreises begrüße, das genaue Gegenteil: *Hier sind Drachen*, behauptet sie im Titel eines ihrer jüngeren, preisgekrönten Romane und verweist damit zunächst einmal, beinahe unauffällig, auf entsprechende Eintragungen auf alten Landkarten mit der Inschrift: *Hic sunt dracones* – hier sind Drachen. Wir wissen noch nicht so genau, was da eigentlich stattfindet. Hier gibt es blinde Flecken, hier gibt es noch unerschlossene Gebiete oder Territorien. Und im übertragenen Sinne dieses Wortes gibt es eben manche blinden Flecken, jedenfalls unerschlossene Gebiete in unserem Wissen, in der Wahrnehmung von Personen und Institutionen, von Entwicklungen und Ereignissen.

Bevor wir den Rest des Vormittages beinahe ausschließlich über Literatur reden, will ich kurz an einen Text erinnern, der nicht im engeren Sinne für Literatur gehalten wird, ganz sicher aber ein besonders bedeutender Text ist, dessen 70. Geburtstag wir gerade vor wenigen Wochen gefeiert haben: nämlich unser Grundgesetz. Im Mai 1949, nach wenigen Monaten intensiver Arbeit im Parlamentarischen Rat verabschiedet, unter Vorsitz von Konrad Adenauer, der – selbst wenn er anschließend nicht andere bedeutende Ämter

übernommen hätte – alleine deswegen im ewigen Gedächtnis dieser Republik seinen festen Platz hätte. Das Grundgesetz ist ein Text, der sicher zu den wichtigsten, zweifellos anspruchsvollsten, bedeutendsten, jedenfalls beständigsten Texten gehört, die je in deutscher Sprache formuliert worden sind. Nie mit einem Preis ausgezeichnet, schon gar nicht mit einem Literaturpreis, aber inzwischen – als im Übrigen provisorische Verfassung, die nicht einmal so heißen durfte, sondern sich bescheiden als Grundgesetz vorstellte – länger in Kraft als die Verfassung des Deutschen Reiches von 1871 oder die Weimarer Verfassung von 1919, an deren 100. Geburtstag wir zu Beginn dieses Jahres erinnert haben. Und wenn wir dann im Herbst diesen Jahres an den 30. Jahrestag des Falls der Berliner Mauer erinnern und im nächsten Jahr an den 30. Geburtstag der Wiederherstellung der deutschen Einheit, dann wird hoffentlich, wenigstens aus Anlass solcher runder Geburtstage, wieder einmal der erstaunliche, beispiellose Vorgang in Erinnerung gerufen, für den mir, jedenfalls in der jüngeren Staatengeschichte, überhaupt kein anderes Beispiel erinnerlich ist: dass ein Staat seine eigene Existenz beendet, durch die Entscheidung eines frei gewählten Parlaments, „dem Geltungsbereich des Grundgesetzes“ beizutreten. Ein größeres Kompliment für die Verfassungsmütter und Verfassungsväter lässt sich gar nicht denken, als diese damalige souveräne Entscheidung der Volkskammer der DDR im August des Jahres 1990.

Husch Josten greift in ihren Arbeiten immer wieder aktuelle und grundsätzliche Themen unserer Zeit auf: Fundamentalismus, Terrorismus, Globalisierung, Nationalisierung bzw. Renationalisierung, Glaubensmut und Glaubenskrisen, tat-

sächliche und vermeintliche Wahrheiten; die Suche nach Wahrheiten, gelegentlich auch das Vortäuschen von Wahrheiten. Von Bertolt Brecht – aus seinem Drama *Leben des Galilei* – gibt es den vielzitierten Satz: „Wer die Wahrheit nicht weiß, der ist bloß ein Dummkopf. Aber wer sie weiß und sie eine Lüge nennt, der ist ein Verbrecher!“ Das muss wohl auch für die heute weitverbreitete umgekehrte Versuchsanordnung gelten, offensichtliche Lügen als Wahrheiten auszugeben. Jedenfalls – und das ist nicht nur meine persönliche Beobachtung – ist die ohnehin nötige Unterscheidung zwischen Wahrheiten, Vermutungen, Behauptungen und offensichtlichen Lügen noch notwendiger geworden. Und so grotesk der Generalverdacht gegen seriöse Zeitungen und Journale als Lügenpresse selbstverständlich ist, so offensichtlich werden heute Behauptungen geschrieben, gepostet und geteilt, die ganz gewiss nicht wahr sind. Zu den bedenklichen Verirrungen in der privaten, wie längst auch in der öffentlichen Kommunikation hierzulande gehört die ernüchternde Erfahrung, dass eine Information, die nur wahr ist, mit hoher Wahrscheinlichkeit überhaupt nicht wahrgenommen wird. Die beinahe sicherste Methode, öffentlich nicht wahrgenommen zu werden, besteht darin, schlicht etwas Vernünftiges zu sagen.

Ich trage das auch deswegen vor, weil ich Sie auf ein mir sehr wichtiges Projekt der Konrad-Adenauer-Stiftung aufmerksam machen möchte, das wir uns – aus genau diesem Grunde – in diesem Jahr besonders intensiv vorgenommen haben: uns mit der Sprach-, Streit- und Debattenkultur in unserem Lande auseinanderzusetzen, die unter den veränderten Bedingungen neuer, sogenannter sozialer Medien – bei denen ich bis

heute nicht begriffen habe, was an ihnen sozialer sein soll als an den altvertrauten Medien – eine gründliche Betrachtung verdient.

Wer wie Husch Josten schon im zarten Alter von fünf Jahren ihre erste Schreibmaschine erhält, ist damit noch nicht unbedingt auf dem sicheren Weg zu späteren Literaturpreisen. Und wer wie sie Geschichte und Staatsrecht studiert, als Journalistin in Deutschland, Frankreich und Großbritannien tätig war, in Köln geboren ist und jetzt auch wieder lebt, also der Stadt, in der Konrad Adenauer seine erste große Karriere als Oberbürgermeister absolviert hat, ist damit noch kein natürlicher Anwärter auf den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung. Selbst dass der einzige Sohn Konrad heißt, hätte alleine sicher nicht gereicht. Aber Zufall kann das alles schwerlich sein. Und wiederum nicht zufällig ist genau das eines der Themen, um die ihre Essays, Erzählungen und Romane immer wieder kreisen: Zufälle und Schicksal. Wenn uns etwas trifft oder nicht trifft, schreibt sie, ist es Zufall, Schicksal oder Bestimmung. Zu den vielen Fragen, mit denen sie sich auseinandersetzt, gehört das Spannungsverhältnis zwischen Wahrheitssuche und Wahrheitsansprüchen auf der einen Seite, tatsächlichen und vermeintlichen Gewissheiten auf der anderen Seite: Was können wir wissen? Was müssen wir gegebenenfalls glauben? Oder wie Husch Josten an einer Stelle ihres Romans *Land sehen* (2018) schreibt: „Die Frage ist für mich, was wir trotz unseres Wissens glauben können.“ Nicht wenige würden sich möglicherweise in einer ähnlichen Weise fragen, was wir für unseren Glauben wissen müssen.

Jedenfalls hängen alle diese Fragen in einer sehr komplizierten, aber schwer auflösbaren Weise miteinander zusammen, was die Suche nach einem passenden Laudator für die diesjährige Preisträgerin nicht unbedingt einfacher gemacht hat. Aber wir haben selbstverständlich einen gefunden, wobei ich auch hier darauf hinweisen muss: Wer sich für Gott und die Welt interessiert, für Kirche und Staat, für Religion und Politik, für Glaube und Wissen, wie Thomas Sternberg, ist damit noch kein geborener Laudator für den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung. Aber es ist natürlich kein Zufall, dass wir ihn gebeten haben, heute die Laudatio auf Husch Josten zu halten. Zumal er klugerweise lange vor meiner Anfrage sowohl Germanistik als auch Theologie studiert hat, beide Studien ordnungsgemäß mit einer Promotion abgeschlossen hat und sich nun als Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken beinahe professionell, wenn auch nicht mit der identischen Perspektive eines Literaten oder Autors, mit den gleichen und ähnlichen Fragen beschäftigt wie unsere Preisträgerin. Deswegen, lieber Thomas Sternberg, schon jetzt herzlichen Dank für Deine Bereitschaft, heute die Laudatio zu dieser Veranstaltung beizutragen.

Ich muss zum Schluss meiner Begrüßung mit einem schüchternen Bekenntnis aufwarten. Husch Josten ist die erste Preisträgerin des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung, die ich überhaupt nicht kannte, bevor ich von den ersten Überlegungen der Jury Kenntnis bekam, sie für eine mögliche Preisträgerin zu halten. Was lehrt uns das? Erstens, es belegt offensichtliche blinde Flecken in der Literaturkenntnis von Vorsitzenden der Konrad-Adenauer-Stiftung, mindestens des amtierenden Vorsitzenden. Zweitens, es bestätigt eindrucksvoll

voll nicht nur die Notwendigkeit, sondern auch die Qualität und die Unabhängigkeit unserer Jury, der ich an dieser Stelle ganz herzlich für ihre jahrelange Arbeit danken möchte, verbunden mit dem ganz besonderen Dank dafür, dass sie in diesem Jahr tatsächlich in vollständiger Besetzung zu dieser Preisverleihung erschienen ist. Mit Professor Oliver Jahraus an der Spitze, dem Vorsitzenden der Jury, mit Felicitas von Lovenberg, mit Christine Lieberknecht, Professor Friedhelm Marx und Ijoma Mangold und selbstverständlich mit Frau Professor Birgit Lermen als Ehrenmitglied dieser Jury. Seien Sie alle ganz besonders herzlich willkommen und für Ihre Arbeit bedankt.

Letzte Bemerkung: Dass diese Preisverleihung immer sonntagvormittags stattfindet, sind Sie gewohnt. Das kann Sie nicht wirklich überrascht haben. Dass diese Preisverleihung heute an einem Sonntag, den 16. Juni, stattfindet, werden Sie wiederum für schieren Zufall halten und liegen wieder scharf daneben, denn auch das ist natürlich kein Zufall. Denn erstens ist heute *Bloomsday*. Der ist für alle Literaten gewissermaßen der virtuelle Hauptfeiertag des Jahres, benannt nach dem legendären Helden des monumentalen Romans *Ulysses* von James Joyce, und führt in Dublin, wo dieses Fest nicht nur virtuell, sondern ganz real gefeiert wird, zu erstaunlichen Volksbewegungen, einschließlich – wie ich mich habe informieren lassen – gelegentlicher Alkoholexzesse, die bei Literaturpreisverleihungen der Konrad-Adenauer-Stiftung noch nie vorgekommen sind.

Der Sonntag und der *Bloomsday* hätten indessen alleine für die Wahl dieses Tages nicht gereicht. Aber heute hat Birgit Lermen



Geburtstag. Ihr verdankt die Konrad-Adenauer-Stiftung – wie viele von Ihnen wissen – die Anregung, vor inzwischen beinahe dreißig Jahren einen ganz besonderen Literaturpreis zu stiften. Und sie hatte über zwei Jahrzehnte als Vorsitzende der Jury einen herausragenden Anteil daran, dass sich dieser Literaturpreis unter den vielen, die es in Deutschland inzwischen gibt, in einer auffälligen Weise etabliert und durchgesetzt hat. Deswegen verbinden wir unsere herzlichen Glückwünsche für diesen Geburtstag mit einem besonderen Dank für diese ganz herausragende Leistung: Alles Gute für das neue Lebensjahr und möglichst viele, die sich daran anschließen mögen.

# Laudatio auf Husch Josten





## Thomas Sternberg

**Wovon man nicht sprechen kann,  
darüber muss man erzählen.  
Über die Werke von Husch Josten**

In der Vorbereitung der Laudatio auf Husch Josten traf ich unter einem Porträt die Nennung einer Fotografin mit einem vertrauten Namen. Da der nicht allzu verbreitet ist, rief ich einen alten gleichnamigen Freund an, ob es sein könne, dass es sich um eine seiner Töchter handele. Im Telefonat stellte sich heraus, dass Husch Josten die jüngere Schwester meines Freundes ist, einer jener Geschwister, denen das jüngste Werk der Autorin *Land sehen* gewidmet ist. Welch ein Zufall, möchte man sagen. – Ein kleines Beispiel für ein großes Thema, das die Autorin Husch Josten in allen ihren bislang sechs Büchern bewegt: Wie ist das mit dem Zufall?

Husch Josten war Journalistin. Das wirkt sich auf ihre schriftstellerische Produktion aus: Reportage und Fiktion verschränken sich in ihren Büchern zunehmend. Besonders gut ist das zu sehen in dem Roman aus dem Jahr 2017 *Hier sind Drachen*, inzwischen mit dem schönen Titel „Wittgenstein à l'aéroport“ (bzw. „Wittgenstein op de luchthaven“) übersetzt. Hier sind es die aktuellen Anschläge, denen sich die Protagonistin, die Journalistin Caren, auf dem Flughafen in London ausgesetzt sieht. Sie, die zufällig bei dem Attentat vom 9. September 2001 in New York dabei war – was eine längere Schreibhemmung zur Folge hatte –, ist nun als Journalistin international tätig. „Ich will alles sehen, sagte sie,

alles sehen und beobachten und andere Geschichten erzählen“ (S. 58). Sie hatte auch die Anschläge auf *Charlie Hebdo* in Frankreich aus nächster Nähe erlebt und gerät nun auf dem Londoner Flughafen Heathrow in eine Bedrohungssituation, in der sich die Ereignisse überschlagen.

Was ist wahr in diesen Darstellungen, die so dezidiert auf reale Vorgänge rekurren? Mich erinnert das an einen anderen Preisträger der Adenauer-Stiftung, Michael Köhlmeier. In seinem Roman *Abendland* heißt es (S. 502) „Die Recherche war aufregend. Finden und Erfinden trieben ihr Spiel miteinander wie in einem Vexierbild“. In Jostens Roman ist es die Verschränkung einer fiktiven Situation mit den realen Vorkommnissen der Attentate und Bedrohungen, der Weltnachrichten und der persönlichen Begegnung. In einem Interview sagte die Autorin 2012: „Es ist das alte, unlösbare Rätsel: Was ist wahr, was nicht, kann überhaupt etwas Geschriebenes nicht wahr sein?“

Zu dieser Art der Verschränkung von Bericht und Fiktion gehört die ausgiebige Recherche. Josten verlässt sich für die Darstellung komplexer Probleme nicht allein auf ihre Kenntnisse. Zwei ihrer Bücher liefern ein Literaturverzeichnis; gelegentlich finden sich die Hinweise auf die zugrundeliegenden Quellen im Text genannt. Für *Land sehen* hat sie sich theologischen, für den *Tadellosen Herrn Taft* völkerrechtlichen Rat geholt. Die Danksagungen am Ende der Bücher zeugen von einer Schreibtechnik, die weit entfernt ist vom Vertrauen auf die Eingebung am einsamen Schreibtisch – wenn dies Klischee der tatsächlichen literarischen Produktion jemals entsprochen hat. Die wache Präsenz der

politischen und gesellschaftlichen Themen machen die Bücher Jostens zu Zeitdiagnosen, weit entfernt von selbstbezüglicher Larmoyanz.

Zurück zu *Hier sind Drachen*, wo es auch um Überwachung, Terrorismus und Migration geht: Im Wartebereich des Flughafens trifft die Journalistin Caren auf einen abgeklärt ruhig Wartenden, der in die Lektüre von Wittgensteins *Tractatus* vertieft ist. Es kommt zu einem Gespräch, das sich zu einem poetologischen Dialog über das Schreiben und seine Bedingungen entwickelt. Er nennt sie beide „Stammler“, die „auf der Suche nach neuen höchstpersönlichen Worten sind“. Die noch unerzählte Geschichte sei eine „über ein Ereignis, das wir bis zu diesem Zeitpunkt nicht in unser Leben lassen wollten“. (S. 101) Denn es gebe „neben oder hinter all diesen Geschichten, die in der Fantasie, in Zeitungen oder in Büchern vorkommen, noch etwas anderes [...]. Etwas Ungesagtes. [...] Die großen Dinge sind noch überall geheim und Schätze“.

Von dort her erklärt sich der rätselhafte deutsche Titel: *Hier sind Drachen*. Die Formulierung findet sich als Warnung in frühen Weltkarten für weiße Flecken als Raum jenseits der bekannten Welt. Auf dem Hunt-Lenox Globus aus der Zeit um 1510 findet sich ‚Hic sunt dracones‘ für die Gebiete am östlichen Rand Asiens. Heute wird in der Popkultur und im Computerslang die mittelalterliche Formulierung als Warnung vor Problemen gebraucht. Die „weißen Flecken auf der Landkarte“ sind für die Dialogpartner des Romans die Orte, von denen man nichts wusste und die sie im Schreiben suchen. „Nur wenn man diese Orte bereiste und davon erzählte, würden die Drachen besiegt.“ (S. 155)

Caren hofft, die Drachen wenn nicht mit einer, so doch mit vielen Geschichten zu bezwingen.

Ein Abschnitt befasst sich mit dem Aufbau der Geschichten. Der Unbekannte auf dem Flughafen: „Nur vom Ende her gewinnt die Erzählung ihren Sinn, alles hängt am Ende. Das Ende legt den Wert des Vorangegangenen fest. [...] Und am Ende weiß ich hoffentlich, dass das Vorangegangene seinen Sinn hatte.“ (S. 99) Das gilt in besonderem Maße für die Bücher der Husch Josten. Sie sind auf eine Pointe hin, auf eine Lösung der Rätsel hin konstruiert; fast wie in einem Krimi mit Zuspitzungen und Spannungsaufbau. Die Entwicklung läuft auf eine Lösung hin, die verständlich macht, was als Auftakt vielleicht abgestoßen oder völlig befremdet hätte. Besonders können wir das im neuesten Buch *Land sehen* erfahren.

Immer wieder kommen Autorenreflexionen durch, die von der Angst vor dem abgegriffenen Bild warnen. Manchmal wünschte man der Autorin, mehr auf die Kraft ihrer Bilder zu vertrauen und nicht die Zweifel zu verbalisieren, ob sie nicht wieder einem Klischee aufsitze. In ihrer Sprache hat sie keinerlei Angst vor Umgangssprache und drastischen Ausdrücken. Immer wieder kommt auch ihre Liebe zum Jazz und zur Popmusik durch, aus der Textfragmente zitiert werden. Ihre zuweilen harte Schnitttechnik und die Form der Binnenerzählung sind vom Film inspiriert. Wie sehr sie mit ihren Texten ringt, zeigen Autorenreflexionen: „Schreiben erbringt den Nachweis unwiderruflicher Fehler. Konjunktiv. Ein Offenbarungseid.“ (*Land sehen*, S. 148)

Und wie in allen Büchern, so auch hier wieder die Frage nach dem Zufall: Als Caren in New York den Angriff auf das World Trade Center überlebt hatte, fragt die Mutter zweifelnd: „Und Du glaubst wirklich an Zufall?“ [...] „Natürlich hatte Caren geantwortet, selbstverständlich ist es nichts als Zufall, dass ich in diesem Moment zwei Blocks weiter an der Murray Street vor einem Bagelwagen stand und gegrillte Pute mit Remoulade für meine Kollegin Mercy im Schneiderraum bestellte.“ (S. 42) Die Mutter lebt noch in einem unreflektierten, tradierten Glauben, wenn sie resolut darauf besteht: „Das war kein Zufall. Ich danke Gott auf Knien, dass Du in diesem Moment zwei Blocks weiter vor einem Bagelwagen gestanden hast. Da hat dich jemand beschützt, das sollte so sein“, was Caren zu der grüblerischen Frage führte, was denn das für ein Gott sein solle, der mich beschützte und andere nicht. Der Gesprächspartner Wittgenstein greift dieses Thema auf, wenn er fragt, warum Caren nicht mehr an Zufälle glaube: „Gelegentlich geschehen Dinge, für die die Zufallserklärung zu simpel ist.“ (S. 45), und sie diskutiert mit ihm über die Zufallstheorie in der Mathematik und in der Philosophie. Schon auf die Auskunft hin, Caren sei Journalistin, hatte Wittgenstein konstatiert: „Sie erforschen den Zufall.“

Auch im Erstling Jostens *In Sachen Joseph* aus dem Jahr 2011 wird der Zufall zum Thema. Er ist ein Josephsroman, der sich mit Träumen beschäftigt. Der biblische Joseph ist nach Genesis 37 derjenige, der mit dem Inhalt seiner Träume seine Brüder gegen sich aufbringt. Ausführlich zitiert wird im Roman der doppelte Traum des biblischen Pharao (Gen 41, 1–36) mit der Rätselauflösung durch Joseph im Zentrum des Buches. Wie jener hatte auch die Protagonistin, die Bibliothekarin

Helen, gleich zwei Mal einen Traum, den sie „nicht als dummen Zufall abtun kann“ (S. 44). Es geht um den Tod eines nahen Freundes, der sich in einen Sarg legt und dort erstickt. Und zu alledem träumt sie auch das: „sie träumt, dass sie es schon einmal geträumt hat, und wundert sich im Traum, dass man zweimal genau das Gleiche träumt, und versteht im Traum, dass das etwas zu bedeuten hat und von Zufall keine Rede sein kann.“ (S. 45). In Jostens jüngstem Buch heißt es einmal: „In Träumen tobt sich das Gehirn aus.“ (*Land sehen*, S. 173 f.) Mit Freudscher Traumdeutung durch einen distinguierten Psychologen und auf vielen anderen Wegen befasst sich die Protagonistin Helen mit ihren Träumen –, um schließlich zu einer Pointe zu gelangen, die ich hier nicht verraten möchte, aber das Buch zu einem psychologischen Entwicklungsroman der Selbstfindung einer Frau macht.

Während sie bereits an ihrem nächsten Roman arbeitete, erschien 2013 eine Sammlung von zehn teils humoristisch-bizarren Geschichten unter dem Titel der ersten, *Fragen Sie nach Fritz*. Auch hier stößt man wieder auf die Frage nach dem Zufall (S. 52): „Die meisten Menschen glauben an Zufälle, weil es bequemer ist. Über einen Zufall muss man sich nicht den Kopf zerbrechen. Ein Zufall ist die simpelste aller möglichen Erklärungen. Ein Zufall ist dazu da, bewältigt zu werden. Am Anfang steht die Situation. Am Ende muss man Farbe bekennen.“ Das wird ergänzt in der Wiederholung (S. 63): „Dann steht die Entscheidung an, um die sich alles dreht. Das ganze Leben.“

2012 erschien als nächster Roman *Das Glück von Frau Pfeiffer*. In dieser skurrilen Geschichte um eine fast Hundertjährige,

ihren toten Mann und die Reliquientranslation seiner Überreste nach Südfrankreich geht es zugleich um die Bankenkrise von 2009 und ihre Folgen, um Wirtschafts- und Finanzpolitik, um Philosophie, das Sterben, den Tod, das Glück – und auch wieder um die Zufälle eines Lebens. Als nach dem Tod der Protagonistin schließlich auch das eigene Leben der Bestattungshelfer, einem jungen Paar aus London, geklärt erscheint, stellen sich dennoch bei der sozial engagierten Lee Curtin wieder die Zweifel ein (S. 248 f. und S. 218 dazu): „Diese nagende Frage nach dem Zufall, auf die es keine Antwort gab und die so nahelag.“

Der Mann in dem Helferduo ist Bruno, der „so besessen von der Vorstellung vollkommener Liebe [ist], dass er keinem und keiner eine Chance dazu gab. [...] Bruno dichtete ihr grundsätzlich seine Eigenschaften an, als fiele es ihm leichter, sie in ihr zu erkennen, als in sich selbst.“ (S. 141) Mit dieser Beschreibung Brunos ist der Held des folgenden Romans aus 2014 charakterisiert. Der Protagonist ist hier *Der tadellose Herr Taft* (der Titel in S. 262), dessen merkwürdiges Leben eine Wendung nimmt, als Daniel Taft plötzlich von seiner Frau verlassen wird, ohne dass er wüsste, warum. In deren Heimatstadt Köln – übrigens mit vielen Bemerkungen einer schwierigen Beziehung versehen – macht er einen Laden auf, in dem er Karten verkauft, die mit einzelnen Begriffen beschrieben sind: „Abschied“, „Europa“, „Damokles“; nicht „Liebe“, obwohl es doch hinter den vielen Ausflügen ins Völkerrecht, den Militäreinsatz in Afghanistan, Europapolitik, Medienkritik und Demokratie letztlich um das geht, was in einem späteren Buch (*Hier sind Drachen*, S. 50) einmal „die Scheiß Liebe“ genannt wird.

Es sind Begriffe, die im Werk der Husch Josten immer wieder vorkommen. Auf ihrer Website hat sie jedem ihrer Bücher ein solches Wort wie auf den Karten im so erstaunlich erfolgreichen Kölner Laden des Herrn Taft zugeordnet: Zum *Joseph* ist es „Hochauflösung“. Zu *Frau Pfeiffer* finden wir „Synchröschwimmen“ als versteckten Hinweis auf die IWF-Chefin Christine Lagarde, die einmal erfolgreiche Synchröschwimmerin gewesen ist. *Fragen Sie nach Fritz* hat das „Auftauchen“; *Herr Taft* die „Zerinnerung“; „eigentlich“ ist das Wort zu *Hier sind Drachen*. Für ihr jüngstes Buch *Land sehen* von 2018 hat sie nicht etwa „Wahrheit“ oder „Glaube“ oder „Freiheit“ oder „Verantwortung“ oder „Schuld“, um die in diesem Buch geht, gewählt, sondern „Cow Cow Boogie“, den Titel eines Folksong aus dem Jahr 1942. Das erklärt sich aus der Lektüre: Dieses Lied hat der kleine Horand einst zuhause mit seinem Patenonkel Georg zu vier Händen auf dem Klavier gespielt und war glücklich dabei (S. 21). In besonderer Weise geht es in diesem jüngsten Buch von Husch Josten um Religion und Liebe, um Schuld und Glück.

Auch hier verschränken sich Bericht und Fiktion. Schon die Orte der Handlung sind höchst real: die Bonner Heerstraße, in der der Ich-Erzähler, der Literaturprofessor Horand, genannt Hora, Roth wohnt, die dortige Universität samt Mensa; das Kloster Maria Laach, dessen Mönch Andreas so lebensnah beschrieben ist, dass sich die Autorin veranlasst sah, im Interview auf dessen Fiktionalität hinzuweisen; Kloster Reichenstein bei Monschau an der belgischen Grenze, das seit 2008 von einem Orden der ganz journalistisch-korrekt beschriebenen Priesterbruderschaft Pius X.

reaktiviert wird, und die früher einmal zu diesem Kloster gehörende deutsche Exklave Ruitzhof in Belgien.

Es geht es darum, Land im doppelten Sinn zu sehen. Es sind die Blicke auf die schöne und geschundene Eifel, das hohe Venn, „dieses flüsternde, ernste, schwermütige Land“ (S. 205). Im Winter 1944 wurde diese Landschaft von den grausamen Schlachten der Ardennen-Offensive heimgesucht. Alfred Andersch hat 1974 in seinem Roman *Winterspelt* Landschaft und Schlacht zum Thema gemacht. Von ihr spricht auch dieser Roman gegen Schluss (S. 210 f.). Der Protagonist sieht aber auch metaphorisch Land (S. 205): Er bekommt festen Boden unter die Füße und findet eine Sicherheit, die anders ist, als in Texten und Theorien zu greifen; doch dazu später.

Nicht zuletzt in der literarischen Produktion kommt es darauf an, Menschen mit anderen Augen und mit deren Augen zu sehen. Das ist auch hier Thema: „Manchmal wünschte ich mir, dass Lena sehen könnte, mit welchen Augen ich sie betrachtete. Dass sie sehen würde, was ich sah, wenn ich sie beobachtete [...]“ (S. 193). Das führt zum Motto des Buches, einem Zitat des schottischen Dichters Robert Burns am Ende des 18. Jahrhunderts: „Ich wünsche den Menschen die Gabe, sich mit den Augen der Anderen zu sehen“. Letztlich war es der verschollene behinderte Bruder, von dem ich, um nicht die Spannung zu nehmen, nicht zu viel erzähle, der Georg/Athanasius lehrte, sich selbst und die Menschen anders zu sehen (S. 217).

Doch Schritt für Schritt: Wer ist dieser Athanasius? Er ist die handlungsauslösende Figur in diesem Familienroman, der verschollen geglaubte Patenonkel Georg, der unvermittelt als Priester und Pater Athanasius in das bislang wenig aufregende Leben des Literaturprofessors tritt. Der Onkel hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich, zumal er „immer das Extrem gesucht“ hat (S. 76). Er war Barpianist, Schaffarmer, Anwalt einer Firma für Sexartikel, mehrmals verpartnert, auch alternative Spiritualität hatte er versucht, sich dann aber „in Israel und Italien der Religion angenähert“ (S. 62). Welch wichtiger zeitgeschichtlicher und familiärer Vorgang sich im Verfolg des Buches auftut, davon müsste man sprechen, ich lasse es aber, um nicht denen die Spannung zu verderben, die es noch nicht kennen und den erschreckenden dunklen Flecken einer Vita des 20. Jahrhunderts folgen wollen.

Und nun ist Onkel Georg überraschenderweise Priester und Mönch geworden und hat sich den Namen Athanasius zugelegt. Das kommt vom griechischen *athánatos*, der Unsterbliche, weil er 1945 im Keller eines zerbombten Hauses nur deshalb geboren wurde, weil eine erneute Abtreibung nicht möglich war (S. 168); er war „ein unerwünschtes Kind“. Und nun hat er im fortgeschrittenen Alter das Radikale der vermeintlich nur konservativen Piusbrüder gesucht: „ganz oder gar nicht“. „Alles in Christus erneuern“ wurde zu seiner Devise „gehorsam, authentisch und mit aller Konsequenz“. Das scheinbar so Absolute hatte ihn überzeugt (S. 227). „Vielleicht braucht er, nach einem bewegten Leben [...] die Ordnung, um aus ihr auszubrechen und für sich etwas Neues entstehen zu lassen“, sagt Pater Andreas im Vorausblick auf das, was schließlich vollzogen wird (S. 143). Wegen eines Blogs,

den er als Protest gegen die inzwischen verbotene Website „kreuz.net“ (S. 239) aufgelegt hatte, wird er schließlich von den Piusbrüdern rausgeworfen.

Die Frage nach dem Glauben kommt für den Literaturprofessor, der es sich in seinem Agnostizismus ruhig eingerichtet hatte, nicht unwillkürlich. Wie in einem Entwicklungsroman wird der Protagonist hingeführt zu den zentralen Fragen seiner Liebe und seines Glaubens. Es sind Gespräche über das Leben, die Partnerschaft, den Glauben, über Religion zwischen zwei extrem Verschiedenen, aber zwei Verwandten, dem verschollen geglaubten Patenonkel und dem Neffen, die sich lieben. Nie versucht der Onkel, seinen Neffen zu missionieren im landläufigen Sinn. Der Verdacht der Mission soll gar nicht aufkommen, denn „wer sich mit dem Glauben beschäftigt, gerät ins Zwielficht, ob er nun dagegen, dafür oder neutral ist.“ (S. 204). Der Glaube, soviel hat Hora schließlich verstanden, „beginnt mit Staunen“ (S. 204).

Die klassische Kritik an Kirche und Glauben wird früh angesprochen. Hora wird auf seinen Einwand, die eklatanten Widersprüche des christlichen Glaubens würden durch zunehmendes Wissen noch befördert, darüber belehrt, dass „Wissen und Glauben keinesfalls voneinander zu trennen sind“ (S. 72). Die „klassischen Verfehlungen der Kirche“ in der Geschichte werden ausgerechnet von einer Historikerin, der Freundin Horas, abgeräumt (S. 117). Seine getrennt lebende Ehefrau versteht im Telefonat mit Hora ihren Mann und die Welt nicht mehr, als sie von dessen neuen Interessen erfährt, denn sie habe „als Wissenschaftlerin substantiell Schwierigkeiten“, an einen Gott oder an etwas Metaphysi-



sches zu glauben (S. 153). Es geht jedoch um mehr, es geht, so sagt es Georg einmal mit Bezug auf Kant, um Fragen, die jeden angehen, denen gegenüber niemand gleichgültig sei (S. 73).

Ein mehrtägiger Aufenthalt in der Abtei Maria Laach führt zur entscheidenden Begegnung. Es ist zunächst ein Bild in der Basilika: das Mosaik des Pantokrator in der Apsis – übrigens von Kaiser Wilhelm II. 1911 gestiftet, der sich persönlich darum gekümmert hat. Christus hält ein Buch in der Hand mit dem Zitat von Joh 14, 6 „Ego sum via, veritas et vita – Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, womit die folgenden Dialoge wesentlich bestimmt werden. Er führt Gespräche, zunächst in einem der pittoresk eingerichteten Besucherzimmer im Gästetrakt des Klosters. Und in der dortigen wunderbaren historischen Bibliothek kommt es zu einer Begegnung mit Pater Andreas, der Kirchenleute ganz pauschal zu den „Experten der Sinnsuche“ zählt. „Nur“, so sagt er, „haben wir im Laufe von zweitausend Jahren so viele Fehler gemacht, dass sehr viele Menschen nicht mal mehr auf die Idee kommen, bei uns zu suchen.“ Doch es gehe in der Religion um Wahrheit und Freiheit, um Bindung und Gewissen (S. 123). Und die fänden Menschen in verschiedenen Religionen – alle seien Sinnanbieter, die auch in ihrer Pluralität zu den Suchenden sprechen könnten (S. 141 f.).

Der zentrale Bibeltext, den die Mönche ihren Besuchern mitgegeben haben, ist Joh 8, 32, die Frage nach der Wahrheit: „Dann werdet ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch befreien“, sagt Jesus zu den Männern und Frauen, die „zum Glauben gekommen waren“. Kaum etwas ist heute

so sehr Problem geworden, wie die nach der Einzigartigkeit einer fest geglaubten Wahrheit, womöglich mit der entsprechenden Abwehr jeder anderen Wahrheitsbehauptung. In seiner Abrechnung zwischen den verhärteten Piusbrüdern und Georg/Athanasius, den sie für einen Suchenden, einen Zweifler und folglich für einen „Wackelkandidaten“ halten (S. 222), besteht er darauf, dass die Offenbarung aber kein unbeweglicher Kanon von Wahrheiten und Verhaltensweisen sei. „Für mich ist sie Freiheit.“ (S. 222)

Das führt zum theologischen Kern. Literarisch wird das religiöse Credo Georgs mit der ironischen Wendung eingeleitet, Hora werde ihm vorwerfen, er hätte gepredigt, worauf der antwortet: „O, sei ruhig mal pastoral. Ausnahmsweise. Ist dein Job.“ Und Georg legt ihm dar, dass „Jesus selbst die Botschaft“ ist. (S.233 f.) Es geht um die Nachfolge einer Person, nicht ein Lehrgebäude, das zu erlernen ist. Die Barmherzigkeit dessen, „der sich aus freiem Willen dem Leiden unterwarf“, „zieht Barmherzigkeit sturer Gerechtigkeit vor“. Und diese Wahrheit, die sei in Jesus personalisiert worden. Die Wahrheit Jesu ist eine Person. Diesem Jesus, nicht einer Lehre, so hatte sich Athanasius vor seinen bigotten Brüdern verteidigt, einem Jemand habe er die Treue versprochen. Das bleibt nicht nur Theorie, so theologisierend das zuweilen scheinen mag.

Literarisch folgen die Figuren dem, was da in Gesprächen erörtert wurde. Die Wendung Georgs zur Religion hatte mit einem Menschen, seinem Bruder zu tun, die Horas mit Lena, seiner Freundin. Und auch die Trennung von den Mönchen der Piusbrüderschaft hat zu tun mit einer Begegnung: mit

einem bodenständigen Dorfpfarrer, der für Athanasius/Georg mit „Noblesse, Gelassenheit und Mündigkeit an der Glasur seines Klosters gekratzt“ hatte. (S. 228) Es ist das Credo nicht allein Georgs und Horas, wenn Husch Josten formuliert: Wie will man den Menschen „helfen, indem man sie maßregele, diskriminiere, auf eigenen Wahrheiten und Traditionen beharre, statt ihnen zuzuhören und sie leben zu lassen, wie sie leben wollten? [...] Gott urteilt, straft, lobt nicht. Menschen tun es, Hora.“ (S. 238 f.) Das klingt ganz nach den wunderbaren Texten von Papst Franziskus. Und schließlich heißt es da: „Also was war Gott, wenn er Ewigkeit bedeutete?“ Das beschäftigte Hora und das beschäftigt Husch Josten: „Es bleibt das tiefste Thema der Menschen, es bleibt ewig.“ (S. 198)

Über solche Themen außerhalb der umgrenzten Leserschaft theologischer Literatur zu schreiben, verlangt einiges an Mut. Das hat auch die Autorin so erfahren. *Land sehen* ist auch ein Buch über das Schreiben und Schreibhemmungen. Manchmal macht sie den Schreibvorgang selbst zum Thema einer Autorenreflexion. Hora schreibt: „Wenn es nicht derart hochtrabend klänge, würde ich schreiben, dass es der größte Beweis meiner Liebe war, zu schweigen und sie gehen zu lassen, aber da es derart schwülstig klingt [...], werde ich diese Zeilen wohl später wieder streichen.“ (S. 194 f.) Es ist schwer, authentisch außerhalb wissenschaftlicher Diskurse über Liebe, Angst, Freiheit, Tod, Abschied und Zufall, über Theologie und Philosophie zu sprechen. Husch Josten tut das in der Einbindung in ganz reale, oft sarkastisch zugespitzte Geschichten, in reale journalistische Darstellungen, aktuelle Problemanalysen und eben mit den Geschichten von fiktiven

literarischen Figuren und deren Handlungen: Darin liegt die Leistung der Kunst.

Von Ludwig Wittgenstein ist der Titel dieser Laudatio entlehnt. Es ist der letzte Satz aus dem *Tractatus logico-philosophicus*: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ – Im ersten Telefonat mit Georg wundert sich Hora in *Land sehen* über das Zusammentreffen in Bonn: „Was für ein Zufall!“, sagte ich. „Ja, was für ein Zufall“, antwortete er amüsiert. „Von göttlicher Fügung zu sprechen wäre Dir sicher zu anmaßend“. Von dem, wovor die Begriffe versagen, muss man erzählen.

Der Autorin einen herzlichen Glückwunsch zur Einreihung in die beeindruckende Liste der Preisträger und natürlich zu diesem Preis selbst.

# Dankrede



## Husch Josten

Vor über vier Jahrzehnten, noch vor meinem zehnten Geburtstag, zog jemand ins Haus meiner Eltern ein oder machte sich dort erstmals bemerkbar, der in den folgenden Jahren nicht mehr wegzudenken war. Wahrscheinlich wohnt er immer noch dort, ich weiß es nicht mit Sicherheit, jedenfalls hat er lange dort gelebt – dieser Mann, in der Tat, wie soll ich es sagen, nun: Konrad Adenauer hat bei uns in Köln gewohnt. Er hat dort gelebt. Er hat bei uns am Tisch gegessen, mit uns gefrühstückt und zu Abend gegessen und manchmal, im Sommer, hat er uns im Garten gezeigt, wie man Boule spielt.

Fragen Sie mich nicht, wie es dazu kam, dass der erste deutsche Bundeskanzler bei uns einzog. Ich weiß es nicht. Ich vermute, dass meine Mutter dahintersteckte. Ich hielt es immer für möglich, dass sie Adenauer – wie so viele andere Gäste auch – bei uns einquartiert hatte; dass er ihr etwas von Heimweh erzählt, woraufhin sie ihm Muuzemandeln gebacken und unser Haus geöffnet hatte, dass sie ihm einen Rückzugsort gewähren wollte vor Bewunderern und Kritikern, vor Autogrammjägern und Ratlosen, die ihn gerne zu jeder erdenklichen Tagesaktualität befragt hätten, vor politischen Gegnern, die ihm die Westbindung nicht verzeihen wollten, die Wiederbewaffnung oder vielleicht auch nur den Bau der Mülheimer Brücke in Köln, also die ausgeklügelte Bauvergabe.

Der Mann war schließlich flexibel. Wir wollen uns nichts vormachen, und auch meine Mutter machte sich da gar nichts vor: Der Alte dachte stets pragmatisch vom Ergebnis her. Und

wie die meisten Rheinländer ihren Glauben, so legte er auch Staatsmacht bisweilen situationsgebunden aus: Auf's Ergebnis kam es an. Man konnte ihm nicht bei allem zustimmen, nein. Unbedingt aber in einem, im Wesentlichen: Dass der Staat nur vom Menschen aus gedacht werden kann. Dass der Mensch – seine Würde, seine Freiheit – im Mittelpunkt allen politischen Denkens stehen muss.

Jedenfalls: Da er als tot galt, war Adenauers Auftauchen selbst meinem kindlichen Ermessen nach immerhin unwahrscheinlich, wenn nicht gar unmöglich. Schließlich hatte es diese große Trauerfeier gegeben. Tausende von Menschen im Kölner Dom, auf dem Domhof, danach am Rheinufer, während sich der Sarg auf einem Boot der Bundesmarine die Strömung hinauf bis nach Rhöndorf kämpfte, im Schritt-Tempo, wenn man das im Falle eines Schiffes so sagen darf.

Fast sah es aus, als sei das Ende von Zeit und Raum angebrochen, als sei die Welt kurz davor, sich in ein stehendes Jetzt zu verwandeln. Die Vorausfahrt des Schiffes und die Gegenströmung des Flusses – es fehlte nicht viel bis zur gegenseitigen Neutralisierung, bis zur Aufhebung aller Widersprüche. Natürlich kenne ich dieses Bild nur aus dem Fernsehen, aus einer Dokumentation ex post, einer von der Art, die mich lange glauben ließen, dass die Welt früher schwarzweiß gewesen sei.

Erst im Jahr meiner Geburt oder etwas später, glaubte ich, musste jemand Farbe ins Leben gebracht haben. Dabei überlegte ich, ob dies plötzlich, eines schönen Morgens, passiert sein mochte oder eher Stück für Stück, fast unmerklich,

sodass die Veränderung niemandem aufgefallen war. An unserem Fernseher konnte ich beide Varianten durchspielen. Das Gerät der Firma Telefunken verfügte oberhalb der Programmtasten über eine Art Wählscheibe, mit deren Hilfe man übergangslos zwischen Schwarzweiß und Farbe hin- und herwechseln konnte.

Auf dem Bildschirm verursachte das ein faszinierendes Spektakel. Man konnte einer schreiend bunten Veranstaltung wie zum Beispiel der Samstagabend-Show mit Peter Frankenfeld optisch die Luft herauslassen und das Ganze in eine weit zurückliegende Schwarzweiß-Vergangenheit verlegen. Dann war das Heutige plötzlich Geschichte schon im Augenblick seines Geschehens. Anschließend konnte man – in umgekehrter Reihenfolge – Schöpfer spielen und ganz langsam den scheinbar historischen Auftritt des Fernsehballetts wieder zu einem Auftritt im eigenen Hier und Jetzt machen.

Wie dem auch sei, ich will damit nur sagen: Es war Vieles möglich damals, so also auch der Einzug Konrad Adenauers in unser Haus, nachdem er zuvor auf dem Rhein die Schwarzweiß-Welt angehalten hatte. Wahrscheinlich war er schon lange da gewesen, bevor ich ihn zum ersten Mal sah, eines Abends. Als wäre das schon hunderte Male vorgekommen, kam er die Treppe herunter – in Hausschuhen; eine leichte grün-graue Wolljacke über dem weißen Oberhemd, dazu eine Stoffhose mit strenger Bügelfalte, deren Bund gleich unter seiner Brust von einem leicht verschlissenen Gürtel im letzten Loch gehalten wurde.

Ich erkannte ihn sofort, denn zwischen all den Bücher- und Zeitschriftenstapeln im Arbeitszimmer unseres Hauses lag auch eine Ausgabe des *Spiegel*, auf der sein Konterfei abgebildet war: ein Gesicht, dessen Falten silbrig glänzten, umgeben von Ewigkeitsschwarz, aus dem er hervorzutreten oder in dem er zu verschwinden schien – das war nicht auszumachen. Jedenfalls sah er älter aus als irgendjemand sonst, den ich kannte, und genau so – so urzeitlich und ewigkeitsgeboren – sah er auch an diesem Abend auf unserer Treppe aus.

Außer mir nahm niemand Notiz davon, dass er sich zu uns an den Tisch setzte, auf den Stuhl gleich neben mir. Das Abendessen mit (wie immer) etlichen Gästen war bereits vorbei, es gab noch ein wenig Käse und meine Mutter hatte Weintrauben auf den Tisch gestellt. Davon nahm er sich hin und wieder und verfolgte mit aufmerksamer, aber sonst unbewegter Miene das Gespräch. Es ging, diesmal sehr ernst, um einen Mann aus unserer Stadt, den mein Vater zu kennen schien und der offenbar entführt worden war – von Leuten, die mein Vater mit einiger Erschütterung in der Stimme als „Verbrecher“ bezeichnete.

Dabei sah er zu Adenauer hinüber, der unentwegt mit dem Kopf nickte und auf einem kleinen Block mit Bleistift allerlei notierte. Offenbar war er über die Ereignisse genau im Bilde und mit meinem Vater nicht nur einer Meinung, sondern auf unerklärliche Weise auch in Verbindung, als tauschten sie sich in Stichworten über ihre Standpunkte aus. Das Gespräch am Tisch drehte sich um die Frage, ob die Regierung in Bonn den Forderungen der Entführer nachgeben solle, denn ganz offenbar wollten sie andernfalls den Mann ermorden.

Die Regierung konnte also mit einiger Sicherheit sein Leben retten, was die Sache für mich zu einem klaren Fall machte. Ich stellte mir vor, dass auch der Entführte eine Familie hätte, so wie wir, und fand, dass seine Kinder und seine Frau selbstverständlich ein Recht darauf hätten, ihren Vater und Ehemann lebend wiederzusehen. Das sagte ich allerdings nicht, denn mein Vater war – sichtlich gequält – anderer Meinung, und als Jüngste am Tisch wollte ich Widerspruch in einer solch heiklen Angelegenheit lieber einem der Gäste oder meiner Mutter und den älteren Geschwistern überlassen. Doch meine Mutter hatte Tränen in den Augen, sie war überhaupt nicht sie selbst, und meine Schwester, die später übrigens Mediatorin und Anwältin wurde, fragte vorsichtig: „Kann man denn nicht mit denen reden? Kann man denn nicht irgendwie miteinander reden?“

Die Täter, prophezeite unser Vater, würden der einen Erpressung nur andere folgen lassen, der Staat dürfe sich – da nickte Adenauer ihm zu – unter keinen Umständen erpressbar machen, weil er dazu da sei, Freiheit und Leben seiner Bürger zu garantieren. Das verstand ich mit meinen acht Jahren nur bedingt. Zu starr hatte es mit Gesetzen zu tun, mit *dem Recht*; einem Gebiet, über das in meiner Familie viel gesprochen und gestritten wurde.

Als irgendjemand am Tisch den Gedanken ins Spiel brachte, der Staat seinerseits habe doch auch Geiseln – nämlich die bereits inhaftierten Terroristen –, waren es zuerst die Züge Adenauers, die sich verfinsterten. Obwohl ich das kaum für möglich gehalten hätte, zeigten sich in seinem Gesicht noch mehr Falten als zuvor: ein regelrechtes Zitronengesicht. Das

Wort hatte ich einmal einem Gast zugeschrieben, dem ein Lorbeerblatt unbemerkt auf die Gabel und dann in den Mund geraten war. Damals hatten alle gelacht. Jetzt aber, als mein Vater dasselbe Zitronengesicht wie Adenauer zeigte, lachte niemand. Was genau das heißen sollte, fragte mein Vater kühl: „Wir haben auch Geiseln“? Nun ja, man müsse in diesem Kampf doch alles tun, sagte jemand, damit der Staat obsiege...

In diesem Augenblick fiel mir auf, dass mein Vater schon seit einiger Zeit einen Zettel in Händen hielt, der seiner Form und Farbe nach von Adenauers Notizblock stammen musste. Er sah kurz darauf, dann wieder in die Runde und sagte: „Ich zitiere den amtierenden Bundeskanzler. Der Rechtsstaat hat nicht zu siegen. Er hat auch nicht zu verlieren. Er hat zu existieren.“ Darauf steckte er den Zettel in seine Westentasche. Und als sei dies das Signal zum Aufbruch, erhob sich zunächst Adenauer neben mir – schwerfällig –, dann stand mein Vater auf, und auch die anderen verließen die Tischrunde.

Ich weiß noch genau, wie merkwürdig mir zumute war, als ich mit diesem Schlusswort im Ohr plötzlich allein am Tisch saß. Außer mir befanden sich nur noch die Weintrauben an ihrem Platz, und mir kam es vor, als wäre für die anderen nicht nur Adenauer unsichtbar, sondern ich auch. Es war gleichgültig, ob ich noch dort saß, was ich als nächstes tun oder lassen würde, ob ich mit einer Clownerei auf mich aufmerksam machen, Weintrauben durchs Zimmer flitschen oder laut zu singen beginnen würde. Die Zeit stand.

Frau und Kinder des Entführten gingen mir nicht aus dem Kopf. Was wäre, wenn Terroristen eines Tages meinen Vater

entführen würden? Wäre er dann immer noch seiner Meinung? Würde er sich auch selbst opfern für den Rechtsstaat, dessen unbedingte Existenz er da forderte? Würde er an uns denken, an mich, oder an den *Staat*?

Es war, als wäre ich selbst im Fernsehen und draußen hätte jemand an der Wählscheibe gedreht. Auf einmal war die Farbe weg, alles schwarzweiß, kein Bewegungsspielraum mehr, neue Zeitrechnung in Angst. Im Bus auf dem Weg zur Schule. Auf den Straßen und Plätzen der Stadt. In Straßencafés und Restaurants. Am Bahnhof. Am Flughafen. In den Nachrichten viel Polizei. Krawall. Zorn. Wut. Demos. Unfreiheit.

Auch Adenauer bemerkte die Veränderung. Sie schien ihm so wenig zu gefallen wie mir. Eines Morgens traf ich ihn am Fenster des Arbeitszimmers, das zur Straße herausging. Dort stand er, die Hände auf dem Rücken verschränkt, dachte nach. Er kam mir kleiner vor als sonst. Als er mich hörte, drehte er sich langsam um, machte mit dem linken Arm eine einladende Bewegung und verfolgte meine Schritte durch seine kleinen Augenfalten. Dass er überhaupt etwas erkennen konnte mit so kleinen Augen!

Als ich am Fenster neben ihm angekommen war, legte er seine Hand leicht auf meine Schulter. Ich wollte mit ihm sprechen, fand aber keine Worte. Wartete ab. Vielleicht würde er etwas sagen, das mir helfen würde, die Veränderung der Welt zu verstehen. Er sah mir meine Verwirrung wohl an, denn schließlich beugte er sich ein Stück zu mir herunter, hielt mir einen erstaunlich dünnen Zeigefinger vors Gesicht

und tröstete mich: „Dat jeht vorbei. Jeduld, junges Fräulein, ist die stärkste Waffe der Besiegten. Und wir können warten.“

Warten also. In Ermangelung vernünftiger Alternativen tat ich ungern, wie mir geheißen: Seit diesem Tag wartete ich auf den Sieg über die Angst. Auf das Ende von Gewalt und Erpressung. Auf die Rückkehr der Freiheit. Und es stellte sich heraus: Ich wartete tatsächlich nicht umsonst. Ich begann, Zeitungen zu lesen, las, was es damals noch gab: konsequent *linke*, klar umrissene *rechte* Blätter und das *bürgerliche* Druckwerk dazwischen. Auch im Fernsehen sah ich – nun ausschließlich in Farbe – wie sich Adenauers Prophezeiung Stück für Stück erfüllte; weit über das hinaus, was sein konservativer Geist beabsichtigt (und gewünscht) hatte. Am eindrucksvollsten machte sich das, zumindest aus meiner Sicht, in der Kunst und der Musik bemerkbar: Die Frauen und Männer an Leinwänden und in Performances, an Gitarren und Schlagzeugen piffen in den Werken, die sie schufen, und den Stücken, die sie spielten, auf jegliche Konventionen. Sie machten ihre eigenen. Sie machten Unordnung und räumten so auf mit etlichen Klischees, mit viel Scheinheiligkeit, mit zahllosen Lügen. Sie protestierten.

In Rom wurde ein Pole zum Papst gewählt, während sich in seinem Heimatland die Menschen plötzlich nicht mehr nur bei frommen Prozessionen hinter der Mutter Gottes versammelten, sondern auch beim Protest der Werftarbeiter. Im fernen Moskau, eben noch die größte denkbare Bedrohung – nicht nur für demonstrierende Polen –, betrat ein für sowjetische Verhältnisse junger Mann die politische Bühne und verkündete nicht weniger als die Umwälzung der bisherigen Verhältnisse.

Dann saßen sie in Berlin plötzlich auf der Mauer, ein Amerikaner meinte, das Ende der Geschichte sei erreicht, und genau so konnte es einem auch vorkommen. Ich wohnte damals schon nicht mehr zu Hause, sondern in Frankreich, war aber sicher, dass auch Adenauer in diesem Moment höchst zufrieden aus dem Fenster des Arbeitszimmers schaute. Wie recht er gehabt hatte, dachte ich, mit seiner Mahnung zur Geduld – und wie schnell dann andererseits alles gegangen war: In Europa, auf dem ehemaligen Schlachtfeld, verschwanden die Grenzen und bald musste man nicht einmal mehr Geld wechseln.

Nur: Geld *haben* musste man immer noch, um die schöne Welt der Freiheit genießen zu können. Das grenzenlose Europa war und ist noch immer für diejenigen am schönsten, die am Wochenende mit dem Thalys nach Paris oder durch den Eurotunnel nach London fahren können; die wissen, wo es auf der Piazza Navona den besten Cappuccino gibt oder auf Mallorca den schönsten Strand. Europa war und ist am schönsten für die, die in ihren Elternhäusern und auf ihren Schulen gelernt haben, was das alles zu bedeuten hat: die Akropolis, das Pantheon, Nationalversammlung und Houses of Parliament.

Aber es gibt die anderen. Diejenigen, für die Europa vor allem ein Markt ist. Das sind jene, die dieser Markt reich genug macht, um die Steuervorteile in Irland lohnend zu finden. Und es sind jene, die auf diesem Markt vor allem ihre Arbeitskraft anbieten. Beide interessieren sich wenig für *Bedeutung* – mit dem Unterschied allerdings, dass die einen diese Kategorie ausblenden, während sich die anderen *Bedeutung* nicht leisten können.



Europa als Markt – das funktioniert nur, wenn der Markt auch wirklich funktioniert. Und das heißt, um mit Adenauers Nachfolger zu sprechen, wenn sein Wohlstand für alle da ist. Ansonsten funktioniert Europa nicht. Und schafft sich selber ab: durch Wahlboykott, durch Steuerflucht und galoppierenden Irrsinn, angespornt von populistischen Demagogen. Getrieben von taktischem Kalkül aller Art scheuen sie sich nicht, Freiheit und Wohlstand eines ganzen Kontinents aufs Spiel zu setzen, wenn es nur ihre persönlichen Machtoptionen verbessert. Denn, das ist in Zeiten des Brexits unübersehbar: Europa kann auch das Opfer leichtsinniger, bedeutungsvergessener und wettbewerbsverliebter Internatsschüler werden. Und daneben auch wieder: Opfer von Terror.

Nein, wir stehen nicht an erster Stelle. Es gibt Länder, in denen Terroristen weit schlimmer wüten und vernichten als hierzulande. Aber auch der Westen, auch Europa ist Ziel von Anschlägen. Kam das plötzlich? Wurden wir wirklich überrascht? Oder haben wir nur nicht richtig hingesehen in der selbstverständlich gewordenen Freiheit, in all der *persönlichen* Freiheit, die uns wichtiger wurde als die gemeinsame? Seit Anfang des neuen Jahrtausends die Welt erneut in Schwarzweiß. Wieder Terror. Wieder Angst.

Doch dies ist, achtzehn Jahre später, die gute Nachricht: Es gelingt dem Monster des Terrorismus nicht – und tatsächlich ist es ihm nie gelungen –, den Menschen die Sprache zu verschlagen. Terror erschüttert Länder und Gesellschaften in ihren Grundfesten. Er verletzt sie grausam. Er verhöhnt das Leben. Er spielt Populisten in die Hände und schneidet tiefe Risse ins Netz von Vertrauen und Sicherheit. Er beschwört

politische Floskeln und Vorurteile herauf. Er führt Regierende und Bürger an die Grenzen ihrer Vernunft, auch das. Aber nie bringt er die Menschen zum Schweigen. Ihre Antwort auf jeden Angriff ist immer, ist allerorten dieselbe: Die Gesellschaft schreit. Sie trauert und tobt. Sie demonstriert, streitet, schimpft. Sie redet und verhandelt. Sie diskutiert, schweigt vielsagend, prangert an, musiziert, malt und: schreibt. In einer unausgesprochenen Übereinkunft haben Menschen auf der ganzen Welt zutiefst verinnerlicht, dass vor allem hierin ihre Kraft, ihre Würde liegt: In der Freiheit des Wortes.

Schon als ich noch mit Adenauer unter einem Dach lebte, waren Lesen und Schreiben die einzigen Mittel, mit deren Hilfe sich die Schwere der Angst anheben ließ. Mühelos ließen sich damit die Bilder der Nachrichten, die Polizeikontrollen auf Autobahnen und die maschinengewehrbewehrten Soldaten an Bahnhöfen überwinden; keine Alarmanlage meldete die Ankunft aufrührerischer Gedanken oder einer neuen Liebe. Was ich früher an der Wählscheibe des Fernsehers vermochte und was Adenauer vermochte, noch während seine sterblichen Überreste auf dem Weg ins Grab waren, das vermochte ich als Leserin und Schreiberin: hinter allem Schwarz und Weiß die Farben sichtbar werden zu lassen, Vergangenheit zur Gegenwart zu machen (und andersherum) oder die Zeit gänzlich anzuhalten.

Wenn ich las oder schrieb, war es plötzlich nicht mehr nur der alte Adenauer, der mir eine Hand auf die Schulter legte und mir Mut machte. „Dat jeht vorbei, junges Fräulein!“ Madame Bovary, Gustav von Aschenbach, Coleman Silk und all die anderen kamen ihm zur Hilfe. Ich war nicht mehr allein auf

dieser verrückten Welt. Und was *mich* erschreckte, was *mich* ängstigte und begeisterte, das erschreckte, ängstigte und begeisterte auch andere. Ja: Schreiben ist gezielter Geheimnisverrat. Lesen ist Offenbarung. Beides zusammen: Freiheit. Kleiner geht es nicht, ging es nie, schon ganz am Anfang.

So, glaube, nein: vermute ich, kam jene Freiheit in mein Schreiben, derentwegen Sie, verehrte Damen und Herren, mir diesen, ausgerechnet diesen Preis zuggedacht haben, für den ich Ihnen hier zutiefst danke. Sie kam als Ermächtigung und Ermutigung sowohl zum persönlichen Ausdruck als auch zum lauten Nachdenken über das, was uns verbindet oder trennt. Jedenfalls habe ich mich nie hingesezt und gedacht: Jetzt schreibst Du mal etwas über die Freiheit. Sondern: Man schreibt. Über Freundschaft, über Verlust, über das Glück von Frau Pfeiffer, über Hippies mit Nervenzusammenbruch, über Terror, über unorthodoxe Priester, über Liebe und verpasste Chancen – und die Freiheit passiert, sie schleicht sich sozusagen ein.

„Wenn die gesellschaftliche Dimension sich überschneidet mit dem persönlichen Erlebnis“, hat Wolf Biermann einmal gesagt, „mit dem, was einem ans eigene Herzfett geht, dann ist ein Lied möglich und fällig.“ Oder eben: ein Buch. Dort also, wo Adenauer im eigenen Haus wohnt oder der Terror im eigenen Vorgarten einzieht.

Schon das erste Buch, das mich fesselte und meine Idee von Literatur bis heute prägt, lebte von einer solchen Gleichzeitigkeit des Persönlichen und Allgemeinen. Es steht bis heute in meinem Regal, deutlich gezeichnet vom häufigen

Gebrauch: Die Märchen aus tausendundeiner Nacht. Was ich davor gelesen habe, weiß ich nicht mehr. Die Erzählungen der bedauernswerten Scheherazade haben den Anfang gemacht. Ihre ebenso hybride wie faszinierende Idee: Wenn es gelingt, auch mit der nächsten Erzählung den Sultan zu unterhalten, wird er sie verschonen – und damit zugleich sein unseliges Mordprogramm an den Frauen des Landes beenden.

Scheherazade, könnte man sagen, erfindet, erdichtet, erzählt um ihr Leben, um das Leben. Mit ihren Geschichten befreit sie sich selbst – und andere. Es dauert sehr lange, tausendundeine Nacht. Man braucht Adenauersche Geduld. Und nie ist der Ausgang gesichert. Von Geschichte zu Geschichte fragte ich mich als junge Leserin: Wenn ich der Sultan wäre – würde ich die Geschichte durchgehen lassen? War sie gut genug? Vor allem aber fragte ich mich: Wenn ich Scheherazade wäre: Was würde ich als nächstes erzählen? Hätte ich überhaupt etwas zu erzählen, um den Sultan auch nur eine Nacht lang bei Laune zu halten?

Bis heute frage ich mich das, bevor ich damit beginne, ein weißes Blatt mit Worten zu füllen. Und nicht selten stelle ich mir dabei vor, ich säße im Arbeitszimmer meines Elternhauses, unser ewiger Mitbewohner sitzt schräg hinter mir in einem Ohrensessel. Er hat übrigens in einer Mußestunde, als ihm ein bisschen langweilig war, das Cover des *Spiegel*, der dort ja immer lag, für mich signiert. Nicht mit seinem Namen. Nein: „Johannes 6, Vers 20“, hat er geschrieben. Und ich habe nachgeschlagen. „Fürchtet Euch nicht. Ich bin's“, lauten die Zeilen, die er beim Evangelisten Johannes entliehen hat ...

Sein Atem geht ruhig. Ohne mich zu ihm umzudrehen, erzähle ich ihm, worüber ich als nächstes schreiben will, frage ihn, wie ihm meine Idee gefällt und ob er *wirklich* daran glaubt, dass Bücher noch etwas bewegen können in der Welt, ob sie immer noch etwas beitragen können zum Sieg der Freiheit.

Während ich auf die Antwort warte, weiß ich schon, was er in Anlehnung an seinen Kollegen von der anderen Partei sagen wird:

Die Freiheit, wird er sagen, hat nicht zu siegen. Sie hat auch nicht zu verlieren. Sie hat zu existieren.

Aber er sagt es nicht. In letzter Zeit schläft er viel.

# Schlusswort





## Bernhard Vogel

Lieber Norbert Lammert, verehrte Frau Josten,  
hochverehrte festliche Versammlung,

wenn Sie mich ans Pult treten sehen, können Sie damit rechnen, dass die Veranstaltung zu Ende geht. Nur zwei Aufgaben sind meines Erachtens noch zu erfüllen.

Was Sie eben durch Ihren Beifall ausgedrückt haben, muss ja wohl der erste, der danach an dieses Mikrofon kommt, durch Worte ausdrücken: Vielen Dank, verehrte Frau Josten, für diese Dankesrede! Wir haben schon 27 Dankesreden gehört, aber so intensiv auf Konrad Adenauer eingegangen ist noch keine. Das ehrt und freut natürlich in allererster Linie die Konrad-Adenauer-Stiftung.

Aber dies war natürlich kein Zufall, denn am Anfang Ihrer Rede habe ich mich gefragt: Wann war das denn, dass Sie unter einem Dach mit Konrad Adenauer lebten? Ich bin das durchgegangen: Waren Sie in Maria Laach Untermieterin? Waren Sie in Berlin, wo er vorübergehend wohnte? Wann war das?

Und Sie haben mich wieder einmal davon überzeugt, dass die beste Erzählung die ist, die die Realität in den Hintergrund stellt und durch ihre Schilderungen fasziniert. Vielen Dank für dieses Adenauerbild!

Ich kann es nur mit einem Zitat aus einer Zeitung, hinter der zwar leider nicht mehr immer, aber doch gelegentlich ein kluger Kopf steckt, wiederholen. In der *Frankfurter Allgemeinen* stand zu lesen: „Diesen Namen muss man sich merken. Husch Josten formuliert klar, mit Temperament und mit [...] Intelligenz.“ Verehrte Frau Josten, Sie haben heute vor einem anspruchsvollen Publikum in der Tat eine glänzende Dankesrede gehalten.

Die zweite Aufgabe, die ich habe, ist es, mich noch einmal beim Musikgymnasium Schloss Belvedere für die erneute Gastfreundschaft zu bedanken. Insbesondere beim bisherigen Direktor dieses Gymnasiums, der leider in den Ruhestand getreten, aber hier anwesend ist, und bei seinem jetzt amtierenden Nachfolger. Beiden, Herrn Wolfgang Haak und Herrn Gerold Herzog, sei ausdrücklich für die Gastfreundschaft gedankt.

Ausdruck dieses Dankes ist, dass es zur Gewohnheit geworden ist, ein Mitglied dieser Schule für besondere Verdienste mit einem ganz bescheidenen Geldbetrag auszuzeichnen. Den Vorschlag dazu macht die Schule, die dafür allerdings ganz besondere Gründe hat und in diesem Jahr nur einen Vorschlag gemacht hat, der es in sich hat. Es handelt sich um die Schülerin Chiara-Marie Gaebelein.

Ich möchte dazu sagen: Chiara-Marie Gaebelein gehört seit 2013 diesem Musikgymnasium an und zählt zum leistungsstarken Kern Ihrer Klasse. Sie lernt selbstständig, zielstrebig, kontinuierlich und vermag es, mit Wissen und Kreativität dem Unterricht zu folgen. So beurteilen es in beachtlicher

Weise ihre Lehrer. Sie baut Brücken zwischen unterschiedlichen Schülern, ohne sich selbst dabei in den Vordergrund zu drängen, und sie engagiert sich seit langem als Patin für jüngere Schüler. Sie übernimmt Verantwortung im schulischen, im musikalischen und im persönlichen Bereich. Außerdem organisiert sie federführend die Ausgestaltung, Planung und Durchführung des Belvedere Sommerballs, zu dessen Vorbereitung sie eigene Tanzstunden leitet. Gut, dass ich da nicht mehr drunterfalle.

Und was ich besonders beachtlich finde: Sie bringt sich seit Jahren als UNESCO-Verantwortliche ihrer Klasse in soziale Projekte der UNESCO-Projektschule Musikgymnasium Schloss Belvedere ein. Sie engagiert sich etwa bei den Vorbereitungen und beim Versenden der Pakete für bedürftige Kinder in der Aktion *Weihnachten im Schuhkarton*.

Dieses Engagement steht neben ihrer eigentlichen Leistung als junge, aufstrebende Musikerin. Sie hat viele Preise, unter anderem auch bei einem Bundeswettbewerb *Jugend musiziert*, errungen. Als letztes hat sie im Dezember den Gesamtpreis des 13. Internationalen Ars-Nova-Wettbewerbs in Triest, wo sie konzertiert und mit dem Quartett zusammen aufgetreten ist, gewonnen. All das ist Grund, ihr Mut zu machen für die Zukunft und sie deswegen heute hier in dieser Weise zu ehren. Und bevor das geschieht, meine ich, sollten wir darauf achten, dass auch in kommenden Jahren diese Schule ihren beispiellosen Charakter in Thüringen beibehält.

Und schließlich möchte auch ich von hier aus Birgit Lermen einen herzlichen Glückwunsch zu ihrem Geburtstag sagen.

Sie hat das Verdienst, diesen Literaturpreis zu dem gemacht zu haben, was er heute ist. Ich wünsche ihr ein langes Leben und noch viel Mitwirkung an so guten Vorbereitungen, wie sie die Jury in diesem Jahr geleistet hat. Gott beschütze sie. Nun darf ich der Schülerin den Scheck – der übrigens, wie auch der der Preisträgerin übergebene Scheck, mit absoluter Sicherheit gedeckt ist – überreichen und ein Buch von der Preisträgerin von heute, das sie gestern mit einer Widmung versehen hat. Herzlichen Glückwunsch!

## **Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. an Husch Josten**

Musikgymnasium Schloss Belvedere, Weimar  
16. Juni 2019, 11.00 Uhr



*Ludwig van Beethoven (1770–1827):  
Sonate Nr. 4 op. 102 für Klavier und Violoncello  
1. Andante-Allegro vivace  
Ludmilla Kogan / Klavier  
Niklas Tharan / Violoncello*

### **Begrüßung**

**Prof. Dr. Norbert Lammert**

*Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung  
Präsident des Deutschen Bundestages a. D.*

**Wovon man nicht sprechen kann,  
darüber muss man erzählen.**

### **Laudatio**

**Prof. Dr. Thomas Sternberg**

*Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken*

### **Preisverleihung**

**Prof. Dr. Norbert Lammert**

*Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung  
Präsident des Deutschen Bundestages a. D.*

### **Dankrede**

**Husch Josten**

### **Auszeichnung**

einer Schülerin

des Musikgymnasiums Schloss Belvedere  
durch die Bernhard-Vogel-Stiftung

**Prof. Dr. Bernhard Vogel**

*Ministerpräsident a. D.  
Ehrenvorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung*

*Carl Maria von Weber (1768–1826):  
Adagio und Rondo für Violoncello und Klavier  
Niklas Tharan / Violoncello  
Ludmilla Kogan / Klavier*



# Impressionen





*Beim Vorabendempfang: Prof. Dr. Norbert Lammert, Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung und Präsident des Deutschen Bundestages a. D., Prof. Dr. Oliver Jahraus, Vorsitzender der Jury, Ijoma Mangold, Jurymitglied.*



*Der Laudator Prof. Dr. Thomas Sternberg, Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, und Dr. Angelika Lemmen-Sternberg.*



*Ankunft am Schloss Ettersburg: Wilhelm Josten und Husch Josten, Dr. Hans-Jörg Clement, Leiter Kultur der Konrad-Adenauer-Stiftung und Kurator des Else-Heiliger-Fonds, und Carolin Clement.*



*Wilhelm und Husch Josten im Gespräch mit Felicitas von Lovenberg, Jurymitglied.*



*Prof. Dr. Norbert Lammert und Prof. Dr. Christiane Woopen, Vorsitzende des Europäischen Ethikrates.*



*Felicitas von Lovenberg im Gespräch mit dem Literaturreferenten der Stiftung, Prof. Dr. Michael Braun.*



*Dr. Susanna Schmidt, Leiterin Begabtenförderung und Kultur der Konrad-Adenauer-Stiftung (Mitte), im Gespräch mit Dr. Gerhard Wahlers, stellv. Generalsekretär und Leiter Europäische und Internationale Zusammenarbeit der Konrad-Adenauer-Stiftung, und Annette Wahlers.*



*Christine Lieberknecht, Ministerpräsidentin a. D. und Jurymitglied, und Prof. Dr. Bernhard Vogel, Ministerpräsident a. D. und Ehrenvorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung.*



*Ijoma Mangold, Wilhelm Josten und Sohn Konrad, Prof. Dr. Christiane Wopen.*



Die Jury: Prof. Dr. Friedhelm Marx, Prof. Dr. Oliver Jahraus (Vorsitzender), Felicitas von Lovenberg, Prof. Dr. Birgit Lermen (Ehrenvorsitzende), Christine Lieberknecht, Ijoma Mangold.



*Blick in den Saal beim vorabendlichen Empfang auf Schloss Ettersburg.*



*Prof. Dr. Norbert Lammert, Husch Josten, Prof. Dr. Christiane Woopen, Wilhelm Josten.*



*Prof. Dr. Thomas Sternberg im Gespräch mit Prof. Dr. Birgit Lermen.*



*Niklas Tharan, Stipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung.*



*Ludmilla Kogan.*



Husch Josten mit der Verleihungsurkunde.



Prof. Dr. Norbert Lammert, Husch Josten und Prof. Dr. Oliver Jahraus.





*Rundblick in den Großen Saal des Musikgymnasiums  
Schloss Belvedere in Weimar.*



*Husch Josten nach ihrer Dankrede.*



*Husch Josten und Wilhelm Josten.*



*Dr. Hans-Gert Pöttering, ehemaliger Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung und Präsident des Europäischen Parlaments a. D., Prof. Dr. Norbert Lammert, Husch und Wilhelm Josten, Prof. Dr. Bernhard Vogel, Prof. Dr. Thomas Sternberg, Dr. Angelika Lemmen-Sternberg.*



*Dr. Hans-Gert Pöttering, Dr. Susanna Schmidt, Prof. Dr. Bernhard Vogel, Prof. Dr. Birgit Lermen, Ijoma Mangold, Felicitas von Lovenberg, Prof. Dr. Norbert Lammert, Husch Josten, Prof. Dr. Oliver Jahraus, Christine Lieberknecht, Prof. Dr. Friedhelm Marx, Prof. Dr. Thomas Sternberg.*



*Die Musiker: Ludmilla Kogan, Niklas Tharan und Chiara-Marie Gaebelein, Stipendiatin der Bernhard-Vogel-Stiftung.*



*Prof. Dr. Bernhard Vogel gratuliert Chiara-Marie Gaebelein zu der Auszeichnung durch die Bernhard-Vogel-Stiftung.*



*Dr. Hans-Gert Pöttering und Prof. Dr. Bernhard Vogel.*



*Husch Josten im Gespräch mit Stipendiaten der Konrad-Adenauer-Stiftung.*



*Dr. Hans-Gert Pöttering, Wilhelm Josten und Bettina Böttinger, die am 14. Juni 2019 Husch Josten in ihrer Sendung „Kölner Treff“ (WDR) zu Gast hatte.*



*Husch Josten beim Signieren.*

DIE KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG  
verleiht

**HUSCH JOSTEN**

DEN  
LITERATURPREIS  
DER  
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG  
2019

Weimar, im Juni 2019

PROF. DR. NORBERT LAMBERT  
PRÄSIDENT DES DEUTSCHEN BUNDESTAGES a.D.  
VORSITZENDER DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG e.V.

PROF. DR. OLIVER JAHRAUS  
LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN  
VORSITZENDER DER JURY

Die Schriftstellerin Husch Josten greift heikle Themen unserer Gegenwart auf: Terrorismus und Fundamentalismus in Europa, Globalisierungsangst und Glaubensmut, ideologische Verfestigung und religiöse Indifferenz, Freiheit des Gewissens und Menschenwürde. Von diesen großen Themen erzählt sie fundiert und bestens recherchiert, nicht lehrmeisterlich, vielmehr lakonisch und leicht, spannungsvoll und mit Humor, eingebettet in die Lebensgeschichten von Menschen, die uns faszinieren. Ihre Werke verbinden das Bedürfnis nach Erkenntnis mit der Notwendigkeit einer moralischen Zeitzeugenschaft. Dabei geht es immer wieder um den Zusammenhang von Freiheit als persönlicher wie als politischer Bedingung des Lebens. Husch Josten erinnert an die enorme Bedeutung des literarischen Erzählens im Informationszeitalter und verteidigt den Wahrheitsanspruch der Dichtung.

# Gespräch





## Gespräch mit Husch Josten

---

### „Geschichten brauchen Erzähler“

**Prof. Dr. Oliver Jahraus:** Frau Josten, Ihnen ist gerade der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung verliehen worden und gemeinsam haben wir eine sehr schöne Feierstunde erlebt. Dabei sind viele Aspekte Ihrer Literatur angesprochen worden, und wenn Sie gestatten, würde ich gerne eine grundsätzliche Frage stellen. Wir haben von der Erzählerin Husch Josten gehört, aber Sie schreiben auch „Vor dem Erzählen kommt das Beobachten“ – und danach würde ich Sie gerne fragen. Ihre Erzählungen und Romane haben ein sehr hohes Komplexitätsniveau, ein großes diagnostisches Potential, die Stichworte wurden genannt: Fundamentalismus, Globalisierung, ökonomische Krisen. Das ist ja eine Komplexität, mit der wir eigentlich kaum mehr zurande kommen. Sie stellen sozusagen die kantischen Fragen: Wie soll man handeln? Was darf man überhaupt noch glauben, und was können wir wissen? Meinen Sie, dass die Literatur diese Fragen aufnehmen muss, dass sie sie sogar beantworten kann?

**Husch Josten:** Ich kann nicht sagen, dass die Literatur sie besser beantworten könnte als der Journalismus oder die Politik. Aber ich denke, dass die Literatur ihre eigene, unmittelbare Art hat, damit umzugehen. Wenn Sie die Stichworte aufzählen, klingen die Themen kompliziert und schwer. Wie Sie sagen: Wir kommen kaum mehr damit zurande. Aber genau das passiert in meinen Romanen ja nicht. Ich stelle Fragen, die sich mit gesundem Menschenverstand stellen, nämlich:

Warum ist das so? Warum passiert das jetzt? Bettet man die Fragen in Geschichten und ordnet sie Menschen aus dem Hier und Jetzt zu, Figuren, die man mag, werden sie greifbarer. Man kann diese Fragen persönlicher und emotionaler bearbeiten als ein Journalist zum Beispiel. Das ist es, was mich interessiert. Ich gehe also nicht hin und sage: So, welche schwierige, komplexe Frage unserer Gegenwart könnte ich jetzt aufnehmen? Sondern es sind Dinge, die mir auffallen, die unübersehbar sind. Es ist vielmehr andersherum, dass die Fragen zu mir kommen. Sie sind irgendwann so unausweichlich, dass ich weiß: Damit muss ich etwas tun, darüber müssen meine Figuren verhandeln.

**Oliver Jahraus:** Ich würde ganz gerne doch noch einmal die Frage stellen: Hat Ihre Literatur nicht nur eine diagnostische Kraft, sondern vielleicht auch noch eine therapeutische Dimension? Zeigt sie uns Wege auf, wie wir mit diesen Fragen – wenn sie denn auf uns zukommen – umgehen sollen, wie wir mit dieser Welt zurande kommen können, die wir beispielsweise über den Journalismus, in den Nachrichtensendungen erfahren?

**Husch Josten:** Auch das ist nicht beabsichtigt. Ich gehe nicht hin und möchte, dass Leser sich darüber Gedanken machen, wie sie mit bestimmten Fragen idealerweise umzugehen hätten, sondern für mich zählt die Erzählung: Wie Figuren in meinen Geschichten mit bestimmten Gemengelage umgehen. Das spiegelt möglicherweise, wie reale Personen darüber nachdenken würden. Es ist sogar ein Glück, wenn das gelingt, aber es ist keine therapeutische Absicht dahinter. Tatsächlich sind es Themen – finde ich –, an denen man nicht vorbei-

kommt und zu denen man eine eigene Haltung entwickeln muss. Das tun meine Figuren, und möglicherweise tun sie das stellvertretend für manchen Leser. Jedenfalls begegnet mir bei Lesungen oft, dass Zuhörer sagen: „Stimmt, das denke ich jetzt noch einmal neu oder anders.“ Es ist für mich ein Geschenk, wenn das passiert. Aber es ist nicht die Intention, dass sich alle besinnen und neu nachdenken sollen.

**Michael Braun:** Ich möchte bei dieser Kunst des Erzählens einhaken, die Sie ansprechen. „Geschichten brauchen Erzähler, Zuhörer, Leser, sonst sind Geschichten keine Geschichten“, heißt es in *Hier sind Drachen*. Wie wichtig ist der Erzähler für die Geschichte, die ohne ihn vielleicht gar keine wäre oder keine werden könnte? Und was hat die Geschichte für den Erzähler, was sie für den Journalisten, den Philosophen, den Politiker offenbar nicht hat? Ist es vielleicht sogar so, dass der Erzähler selbst in Zeiten der sozialen Medien die „epische Seite der Wahrheit“, die Weisheit, wiederentdecken kann, die Walter Benjamin vor 80 Jahren verloren glaubte?

**Husch Josten:** Gibt es eine Geschichte, die noch nie erzählt wurde? Das ist ein Thema von *Hier sind Drachen*, und diese Frage habe ich mir schon als Kind gestellt. Gibt es etwas Neues? Gibt es etwas ganz anderes, ein wirklich anderes Thema? Fängt man erst an, darüber nachzudenken, möchte man verzweifeln ... Eigentlich ist alles erzählt, alles gesagt. Und dann eben doch nicht. Denn jeder Erzähler erzählt die Liebe, die Angst, das Leben, den Tod anders. Er verändert die Geschichte. Er hat die Freiheit, sie nach seinen Wünschen zu verschlimmern, zu verschönern, zu verlagern – und das unterscheidet ihn von Journalisten, Politikern. Dass die



Berufsbilder heute vielerorts verwechselt werden und Politiker erfinden und erzählen, was sie möchten, ist nicht neu, aber in der derzeitigen Häufung, Penetranz, Lautstärke und Unverfrorenheit eine Tragödie. Hier können sowohl Journalisten als auch literarische Erzähler tatsächlich der Wahrheit zu ihrem Recht verhelfen ... Mit ihren jeweiligen Stilmitteln ...

**Michael Braun:** In Ihrem Roman *Land sehen* geht es um Fragen, vor denen sich unsere Zeit vielfach zu drücken scheint: um Fragen nach Glaubensmut, Glaubensungewissheit und Glaubensangst. Was hat die Religion der Literatur zu sagen, wie religiös musikalisch kann das Erzählen heute sein, wenn einem Bonmot Arnold Stadlers zufolge der ADAC fast mehr Mitglieder hat als die christlichen Kirchen und der IKEA-Katalog mehr gelesen wird als die Bibel?

**Husch Josten:** Geht es ohne Glauben? Ich denke nicht. Egal, woran wir glauben – das Universum, Sterne, Nichts, Yoga, Alkohol, Gott, Liebe –, wir glauben etwas. Und meines Erachtens ist man mit der Frage, woran man glaubt, nie fertig. Das haben Religionen schon vor Ewigkeiten verstanden. Also auch ihre Antworten in die Literatur einfließen zu lassen bringt den Autor zwar umgehend in Missionsverdacht, aber das Risiko muss man dann eben eingehen, wenn seine Romanfiguren und er, anders als der ADAC und Ikea, nicht werben, sondern laut nachdenken möchten.

**Michael Braun:** Auch die Gottesfrage spielt eine wichtige Rolle in *Land sehen*. Wie kam Gott in diesen Roman, und wieso ist er dort eben kein „ungünstiges Stilprinzip“, wie Gottfried Benn seinerzeit anmerkte?

**Husch Josten:** Lassen Sie mich mit Benn antworten: „Wir wissen nicht im entferntesten, was gespielt wird, universal gesehen, wer oder was wir überhaupt sind, woher und wohin, Arbeit und Erfolg ist in keinen Zusammenhang zu bringen, auch Leben und Tod nicht.“ So kam Gott in diesen Roman. Man kann nicht über das Spiel nachdenken, ohne auch Gott zu denken. Mir geht es nicht um die Antwort, mir geht es um die Frage. Und ich finde interessant, dass die Gottesfrage geradezu ein Tabu geworden ist.

**Oliver Jahraus:** Großartige Literatur zeichnet sich dadurch aus – gerade erzählerische Literatur –, dass es einen souveränen Gestus des Erzählens gibt und dass wir dahinter vielleicht gar nicht die grandiose Konstruktion des Erzählten entdecken können. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Ich will ein Beispiel heranzuführen, nämlich die Flughafenszene in *Hier sind Drachen*, im französischen Original mit dem schönen Titel *Wittgenstein am Flughafen*. Also da ist jemand, der beschäftigt sich mit Wittgenstein, wird gleichzeitig beobachtet, und es passiert zur gleichen Zeit – und das ist das Fiktionale in einem Roman, der sehr viele Anklänge an wahre Begebenheiten hat – ein Terroranschlag. Eine sehr verdichtet inszenierte Szene. Was haben Philosophie und Terror miteinander zu tun, wie werden sie ins Verhältnis gesetzt, wie sehen Sie das?

**Husch Josten:** Das sind große Fragen des Lebens und des Zufalls, die dort wie im Brennglas zum Tragen kommen. Menschen, die einen Terroranschlag erlebt haben, überlebt haben oder darüber lesen, reagieren meist gleich. Sie fragen: „Was würde ich tun?“ Oder sie waren vielleicht in der Nähe eines Terroranschlags und denken: „Warum habe ich überlebt“

und andere nicht?“ All diese Fragen führen zwangsläufig zur Philosophie, zur Zufallsforschung, zu den Sinnfragen. Ich wollte das bei *Hier sind Drachen* kammerspielartig anordnen, dass sich das immer weiter verdichtet. Und immer dringender und dringlicher wird die Frage: Welche ganz persönliche Haltung entwickeln wir gegenüber der terroristischen Bedrohung und der Angst? Wie gehen wir damit um? Denn wir müssen uns dazu verhalten, jeder muss für sich entscheiden: Steige ich noch in dieses Flugzeug, oder mache ich diese und jene Reise? Dieses Verhalten hat damit zu tun, dass man sich die großen Fragen nach dem Zufall, nach der Verwundbarkeit, nach dem Leben stellt.

**Oliver Jahraus:** Frau Josten, Sie haben eine Dankesrede gehalten, in der Konrad Adenauer eine ganz besondere Rolle spielt, und ich finde, Ihnen ist ein Kabinettstück literarischer Arbeit gelungen, das vielleicht auf ganz wunderbare Weise dadurch bestätigt wurde, dass Bernhard Vogel sich selber gefragt hat „Wann war denn das, dass Konrad Adenauer bei Ihnen eingezogen ist?“, also dieses Spiel der Verwechslung aufgegriffen hat, zwischen Realität und Fiktion. Ich möchte Sie nach der Bedeutung von Konrad Adenauer für Ihre Literatur fragen und gerne noch weiter fragen. Wir haben uns gerade über Wittgenstein unterhalten. Zwei so große historische Referenzpersönlichkeiten, Ludwig Wittgenstein auf der einen Seite, Konrad Adenauer auf der anderen Seite, Philosophie und Politik. Aber beide tauchen in einer ganz eigenen literarischen Substanz oder Ontologie auf. Welche Bedeutung haben diese Personen für Sie?

**Husch Josten:** Beide sind auf ihre Weise inspirierend. Adenauer hat – wie ich in meiner Rede auch gesagt habe – nicht alles richtig gemacht, man konnte wahrlich nicht immer alles gut heißen. Aber das Wesentliche hat er auf großartige Weise zu den Menschen gebracht: Dass die Würde des Menschen ohne Wenn und Aber unantastbar sei; dass der Mensch das Zentrum der Politik, allen politischen Denkens und Schaffens sei. Das sind fundamentale Maßstäbe, die längst nicht mehr jedem demokratischen Volksvertreter selbstverständlich scheinen; Dinge, die uns nicht abhandenkommen dürfen. Ich bin in diesem – und das hat mich auf die Idee gebracht, die Rede so zu schreiben, dass er bei mir eingezogen ist – Adenauerschen Weltverständnis groß geworden. Es ist eine sehr gute Basis, um sich immer wieder zu besinnen: Warum muss Politik sein? Was ist ihre eigentliche Aufgabe? Worauf muss sie besonders achten? Es ist immer der Mensch, immer seine Würde. Die Aufgabe ist, dass es allen so gut wie möglich geht. Das ist inspirierend für eine solche Rede, und es ist natürlich eine große Freude, sich darüber hinaus mit Wittgenstein zu beschäftigen insofern, als er der Philosoph der Sprache ist. Sich mit seinen Theorien zur Sprache und zur Sprachlosigkeit und auch zu dem Moment des Schweigens zu befassen, das hat mir große Freude gemacht. Das wollte ich aus der Wissenschaft heraus mitten ins Leben – eben in dieses Kammerspiel – setzen. Zu einem lebensnahen Wittgenstein am Flughafen machen...

**Oliver Jahraus:** Wittgensteins berühmten letzten Satz aus dem *Tractatus* „Wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen“ hat der Laudator aufgegriffen, aber abgewandelt: „... darüber muss man erzählen“. Würden Sie das als ein poetologisches Prinzip mit unterschreiben?

**Husch Josten:** Unbedingt, es gibt – und da sind wir wieder bei Ihrer Eingangsfrage – bestimmte Dinge, über die man besser erzählen kann als nur berichten, Dinge, über die zu schweigen fahrlässig wäre. Aber sie in eine Erzählung zu betten, bringt den Menschen das jeweilige Thema nahe, und ich glaube, dass es wichtig ist, das hin und wieder zu tun.

**Michael Braun:** Gibt es denn Unsagbares für die Literatur? Warum bedarf es der Rede und der Einrede der Literatur, wenn Andere sogenannte ‚alternative Wahrheiten‘ verbreiten? Und wie kommt das Erzählen mit den Tabus klar, die es heute noch gibt?

**Husch Josten:** Insofern Sprache eine Gestaltungskraft ist, bleibt, was der Kraft vorausgeht, unsagbar. Gedanken werden immer schneller sein als Worte. Oft ist, was nicht in Worte gefasst werden kann, bedeutsamer als das Sagbare. Was erzählbar ist, kann überlebenswichtig sein, gerade in Zeiten alternativer Wahrheiten. Tabus? Hier muss man meines Erachtens unterscheiden zwischen Effekthascherei und dem Wunsch, Menschen mit einer Erzählung eine Stimme zu geben.

**Oliver Jahraus:** Welche Bedeutung hat der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung für Sie?

**Husch Josten:** Das ist eine großartige Auszeichnung, ich freue mich sehr. Natürlich muss ich hinzufügen, dass es für eine Kölnerin nochmal eine ganz besondere Freude ist. Ich habe mich sehr gefreut, fühle mich sehr geehrt und bin dankbar.

**Oliver Jahraus:** Frau Josten, wir bedanken uns sehr für das Interview und für die Einblicke in Ihre Literatur, und ich bedanke mich natürlich auch für diese wunderbare Dankesrede über Konrad Adenauer als Hausgenossen. Ich habe übrigens die gleiche existentielle Erfahrung gemacht: Konrad Adenauer wohnte auch bei uns unter dem Dach.

**Husch Josten:** Das ist aber schön. Vielen Dank.

*(Das Gespräch wurde am 16. Juni 2019 im Musikgymnasium Schloss Belvedere geführt und von den Online-Redakteurinnen der Konrad-Adenauer-Stiftung Juliane Liebers und Saskia Gamradt aufgezeichnet.)*

# Zeittafel

## Husch Josten

---

- 1969** Geboren in Köln.
- Studium der Geschichte und des Staatsrechts in Köln und Paris.
- Volontariat bei der *Kölnischen Rundschau*.
- 2011** Der erste Roman erscheint: *In Sachen Joseph. Ende einer Freundschaft* (Berlin University Press) und wird für den aspekte-Literaturpreis nominiert.
- 2012** Der Roman *Das Glück der Frau Pfeiffer* erscheint (Berlin University Press). Und kommt auf die Shortlist für den Literaturpreis des Kulturpreises der Deutschen Wirtschaft.
- 2013** *Fragen Sie nach Fritz. Erzählungen* (Berlin University Press).
- 2014** Der Roman *Der tadellose Herr Taft* erscheint bei Berlin University Press.
- 2017** Der Roman *Hier sind Drachen* (Berlin Verlag) erscheint und wird für den Euregio-Schüler-Literaturpreis nominiert.
- 2018** Der Roman *Land sehen* (Berlin Verlag) erscheint.
- 2019** Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung in Weimar. Lesung im Goethe-Institut Paris, in Kooperation mit der dortigen Außenstelle der Stiftung, im November Lesungsreise auf Einladung der Konrad-Adenauer-Stiftung in Brasilien.

# Laudator 2019

## Prof. Dr. Dr. Thomas Sternberg

Geboren am 20. April 1952 in Grevenbrück, Sauerland. Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Katholischen Theologie in Münster, Rom und Bonn. Stipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung. 1981 Diplom der Theologie und Lizentiat. 1983 Promotion zum Dr. phil. an der Universität Münster mit einer Arbeit zur Lyrik Achim von Arnims. 1983–1988 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bonn (Kirchengeschichte/Christliche Archäologie), dort 1988 Promotion zum Dr. theol. im Fach Alte Kirchengeschichte/christliche Archäologie über Sozialeinrichtungen des 4.–7. Jahrhunderts. 1988–2016 Direktor der Katholisch-Sozialen Akademie Franz Hitze Haus in Münster. Seit 2001 Honorarprofessor für Kunst und Liturgie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Seit 1981 verheiratet mit der Ärztin Angelika Lemmen-Sternberg; das Ehepaar hat fünf Kinder.

1989–2004 Mitglied des CDU-Kulturausschusses im Rat der Stadt Münster. 2005–2017 Mitglied des Landtags von Nordrhein-Westfalen, u. a. als Sprecher des Ausschusses für Kultur und Medien. 2010–2012 Sprecher des Ausschusses für Schule und Weiterbildung. Mitglied im WDR-Rundfunkrat, im Kunsthochschulbeirat des Landes Nordrhein-Westfalen, im Kuratorium der Kunstsammlung NRW und im Beirat der Kunststiftung NRW, im Kuratorium des Max-Planck-Instituts für molekulare Biomedizin in Münster. Seit 1996 Berater in der Kommission VIII (Wissenschaft und Kultur) der Deutschen Bischofskonferenz, 2003–2007 Sachverständiges Mitglied

der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“ des Deutschen Bundestages. Seit 2015 Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken.

Bundesverdienstkreuz 1. Klasse (2019).

**Publikationen u. a.:** *Die Lyrik Achim von Arnims: Bilder der Wirklichkeit – Wirklichkeit der Bilder* (1983), *Orientalium more secutus. Räume und Institutionen der Caritas des 5. bis 7. Jahrhunderts in Gallien* (1991), *Engel: Erfahrungen göttlicher Nähe* (Mitautor, 2001), *Sorge ums Abendland? Ein Streitgespräch mit Alexander Gauland* (2017), *Über Deutschland* (Mitautor, 2019).

Jury 2019



## Prof. Dr. Oliver Jahraus

Studium der Germanistik (Neuere deutsche Literaturwissenschaft und germanistische Linguistik) und Philosophie in München; 1990 M. A.; 1992 Promotion über Thomas Bernhard; 2001 Habilitation in Bamberg mit einer Arbeit über Literatur als Medium; seit 2005 Professor für Neuere deutsche Literatur und Medien an der Ludwig-Maximilians-Universität München; Vorstand des Instituts für Deutsche Philologie; Mitglied des Humanwissenschaftlichen Zentrums der LMU; ab 1.10.2019 Vizepräsident der LMU München. Vertrauensdozent der Konrad-Adenauer-Stiftung. Seit 2017 Vorsitzender der Jury zur Vergabe des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung.

**Publikationen u. a.:** *Die Wiederholung als werkkonstitutives Prinzip im Oeuvre Thomas Bernhards* (1991), *Das ‚monomane Werk. Eine strukturelle Werkanalyse des Oeuvres von Thomas Bernhard* (1992), *Systemtheorie und Dekonstruktion. Die Supertheorien Niklas Luhmanns und Jacques Derridas im Vergleich* (Coautor, 1991), *Interpretation, Beobachtung, Kommunikation. Avancierte Literatur und Kunst im Rahmen von Konstruktivismus, Dekonstruktivismus und Systemtheorie* (Mithrsg., 1999), *Beobachtungen des Unbeobachtbaren. Konzepte radikaler Theoriebildung in den Geisteswissenschaften* (Mithrsg., 2000), *Die Aktion des Wiener Aktionismus: Subversion der Kultur und Dispositionierung des Bewusstseins* (2000), *Lyrik lesen! Eine Bamberger Anthologie. Wulf Segebrecht zum 65. Geburtstag* (mit S. Neuhaus, 2000), *Bewußtsein – Kommunikation – Zeichen. Wechselwirkungen zwischen Luhmannscher Systemtheorie und Peircescher Zeichentheorie* (Mithrsg., 2001), *Theorieschleife.*

*Systemtheorie, Dekonstruktion, Medientheorie* (2001), *Literatur als Medium. Sinnkonstitution und Subjekterfahrung zwischen Bewußtsein und Kommunikation* (2001), *Kafkas „Urteil“ und die Literaturtheorie. Zehn Modellanalysen* (Mithrsg., 2002), *Theorie – Prozess – Selbstreferenz. Systemtheorie und transdisziplinäre Theoriebildung* (Mithrsg., 2003), *Der erotische Film. Zur medialen Codierung von Ästhetik, Sexualität und Gewalt* (Mithrsg., 2003), *Niklas Luhmann: Reden und Aufsätze* (Hrsg., 2003), *Martin Heidegger. Eine Einführung* (2004), *Amour fou. Die Erzählung der Amour fou in Literatur, Oper, Film. Zum Verhältnis von Liebe, Diskurs und Gesellschaft im Zeichen ihrer sexuellen Infragestellung* (2004), *Literaturtheorie. Theoretische und methodische Grundlagen der Literaturwissenschaft* (2004), *Der fantastische Film. Geschichte und Funktion in der Mediengesellschaft* (Mithrsg., 2005), *Kafka. Leben, Schreiben, Machtapparate* (2006), *Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* (Mithrsg., 2008), *Beobachten mit allen Sinnen. Grenzverwischungen, Formkatastrophen und emotionale Driften* (Mithrsg., 2008), *Grundkurs Literaturwissenschaft* (2009), *Sigmund Freud: Der Dichter und das Phantasieren* (Hrsg., 2010), *101 wichtigste Fragen: Deutsche Literatur* (2013), *1914 und die Folgen. Der Erste Weltkrieg und die europäische Kultur* (Mithrsg., 2016), *Zugänge zur Literaturtheorie* (Hrsg., 2016), *Das Medienabenteuer: Aufsätze zur Medienkulturwissenschaft* (2017), *Orson Welles' „Citizen Kane“ und die Filmtheorie. 16 Modellanalysen* (Hrsg., 2017), *Sache/Ding. Eine ästhetische Leitdifferenz der Medienkultur der Weimarer Republik* (Mithrsg., 2017), *Komik im Film* (Mithrsg., 2019). Zahlreiche Herausgeberschaften von Reihen u. a. Schrift und Bild in Bewegung, Film – Medium – Diskurs, zahlreiche Aufsätze in Fachzeitschriften.

## Prof. Dr. Friedhelm Marx

Studium der Germanistik und katholischen Theologie an der Universität Tübingen, der University of Virginia (Charlottesville, U. S. A.) und der Universität Bonn. 1995 Promotion über Romane von Wieland und Goethe in Bonn, 2000 Habilitation über Thomas Mann. 2003 Gastprofessur an der University of Notre Dame (South Bend, U. S. A.), seit 2004 Inhaber des Lehrstuhls für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Bamberg. Seit 2004 Organisator der Bamberger Poetikprofessur. Seit 2006 Vize-Präsident der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft, seit 2015 Sprecher der Jury des Thomas-Mann-Preises, seit 2017 Mitglied der Jury zur Vergabe des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung.

**Publikationen u. a.:** *Interferenzen. Studien zum Verhältnis von Literatur und Geschichte* (Mithrsg., 1992), *Erlesene Helden. Don Sylvio, Werther, Wilhelm Meister und die Literatur* (1995), *Wege ins Eis. Nord- und Südpolfahrten in der Literatur* (Hrsg., 1995), *Metapher und Modell*. (Mithrsg., 1996), *Gerhart Hauptmann* (1998), *Der europäische Roman zwischen Aufklärung und Postmoderne*. (Mithrsg., 2001), „Ich aber sage Ihnen...“. *Christusfigurationen im Werk Thomas Manns* (2002), *Thomas Mann – Katia Mann – Anna Jacobson: Ein Briefwechsel* (Mithrsg., 2005), *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms* (Hrsg., 2007), *Familien, Geschlechter, Macht. Beziehungen im Werk Ulrike Draesners* (Mithrsg., 2008), *Kunst der Erinnerung, Poetik der Liebe. Das erzählerische Werk Hanns-Josef Ortheils* (Mithrsg., 2009), *Familien Erzählen. Das literarische Werk John von Düffels* (Mithrsg., 2010), *Verstehensanfänge. Das literarische Werk Wilhelm Genazinos* (Mithrsg., 2011), *Inseln des*

*Eigensinns. Beiträge zum Werk Annette Pehnts* (Mithrsg., 2013), *Thomas Manns Doktor Faustus – Neue Ansichten, Neue Einsichten* (Mithrsg., 2013), *Wahrheit und Täuschung. Beiträge zum Werk Jenny Erpenbecks* (Mithrsg., 2014), *Thomas Mann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* (Mithrsg., 2015), *Über Grenzen. Texte und Lektüren der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2015), *Handlungsmuster der Gegenwart. Beiträge zum Werk von Lukas Bärfuss* (Mithrsg., 2017), *Handlungsmuster der Gegenwart. Beiträge zum Werk Kathrin Röggla* (Mithrsg., 2019).

## Prof. Dr. Birgit Lermen

Professor em. für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln. Vorsitzende der Jury zur Vergabe des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung (1993–2014), Mitglied u. a. der Jury des Düsseldorfer Heine-Preises (2008–2014). Mitglied der Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt. Auszeichnung mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kultur I. Klasse, Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland (2015).

**Publikationen u. a.:** *Moderne Legendendichtung* (1968), *Das traditionelle und das neue Hörspiel im Deutschunterricht* (1975), *Lyrik aus der DDR* (1987); *Lebensspuren Bd. 1: Hilde Domin – „Hand in Hand mit der Sprache“ und Bd. 2: Nelly Sachs – „an letzter Atemspitze des Lebens“* (beide mit Michael Braun, 1997 und 1998), *Stefan Andres – Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts* (Mithrsg., 1999), „Hinauf und Zurück / in die herzhelle Zukunft“. *Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. Festschrift für Birgit Lermen* (Hrsg., von Michael Braun u. a., 2000), *Thomas*

*Mann: Deutscher, Europäer, Weltbürger* (Mithrsg., 2003), *Begegnung mit dem Nachbarn (I.): Aspekte österreichischer Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2003), *Brücke zu einem vereinten Europa: Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg., 2003), *Begegnung mit dem Nachbarn (II.): Niederländische Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2003), *In Gottes Namen? Zur kulturellen und politischen Debatte um Religion und Gewalt* (Mithrsg., 2004), *Begegnung mit dem Nachbarn (III. und IV.): Französische Gegenwartsliteratur und Schweizer Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2004 und 2006), *Europa im Wandel: Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg., 2004 und 2006), *Interpretationen. Gedichte von Else Lasker-Schüler* (Mithrsg., 2010), *Stefan Andres: Werke in Einzelausgaben/Tanz durchs Labyrinth: Lyrik – Dramen – Hörspiel* (Mithrsg., 2012), „*es stand/Jerusalem um uns*“. *Jerusalem in Gedichten des 20. und 21. Jahrhunderts* (mit Verena Lenzen, 2016). Zahlreiche Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.

### Christine Lieberknecht, MdL

1982 erstes, 1984 zweites theologisches Examen. 1984–1990 Pastorin im Kirchenkreis Weimar. Seit 1991 Mitglied des Thüringer Landtags. 1990–1992 Thüringer Kultusministerin, 1992–1994 Thüringer Ministerin für Bundes- und Europaangelegenheiten, 1994–1999 Thüringer Ministerin für Bundesangelegenheiten in der Staatskanzlei. 1999–2004 Präsidentin des Thüringer Landtags. 2004–2008 Vorsitzende der CDU-Fraktion im Thüringer Landtag. 2008–2009 Thüringer Ministerin Soziales, Familie und Gesundheit. 2009–2014 Ministerpräsidentin des Freistaats Thüringen.

Stv. Mitglied der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), stv. Bundesvorsitzende des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU, Mitglied im Kuratorium der Internationalen Martin-Luther-Stiftung. Ehrenvorsitzende der Europäischen Bewegung Thüringens e.V., korrespondierendes Mitglied des Collegium Europaeum Jenense, Vorsitzende des Stiftungsbeirats der Thüringer Stiftung für Bildung und berufliche Qualifizierung, Vorsitzende des Kuratoriums der Stiftung „Schloss Ettersburg – Gestaltung des demografischen Wandels“, Vorsitzende des Kuratoriums Deutsche Einheit e.V. u. a. Vgl. [www.christine-lieberknecht.de](http://www.christine-lieberknecht.de) und [www.thl-cdu.de](http://www.thl-cdu.de).

### Felicitas von Lovenberg

Studium der Neueren Geschichte in Bristol und am St. Antony's College in Oxford. 1998 Redakteurin im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, zunächst im Ressort Kunstmarkt 1998 bis 2001, im Juli 2001 Wechsel in die Literaturredaktion. Verantwortlich für die Samstagsbeilage „*Bilder und Zeiten*“ von November 2006 bis 2008, Redakteurin für *Literatur und Literarisches Leben* 2008 bis 2016. Seit März 2016 Verlegerin des Piper Verlag.

Moderation der Sendung „*Literatur im Foyer*“ im SWR-Fernsehen seit November 2008. Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik (2003). Ernst-Robert-Curtius-Förderpreis für Essayistik (2007), Hildegard-von-Bingen-Preis (2011).

**Publikationen u. a.:** *Verliebe dich oft, verlobe dich selten, heirate nie?* (2005), *Jane Austen: Ein Porträt* (2007), *Mein Lieblings-*

märchen: *101 Verführungen zum Lesen*. (2007), *Jane Austen: Über die Liebe* (Hrsg. 2007), *Und plötzlich war ich zu sechst. Aus dem Leben einer ganz normalen Patchwork-Familie* (2014), *Gebrauchsanweisung fürs Lesen* (2018).

*dil* (2017). Zahlreiche Aufsätze und Rezensionen, vor allem zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

## Ijoma Mangold

Studium der Literaturwissenschaft und der Philosophie an den Universitäten München (LMU), Berlin (HU) und Bologna. Redakteur der *Berliner Zeitung* (2000–2001). Seit 2001 Literaturredakteur der *Süddeutschen Zeitung* (seit 2007 in deren Berliner Redaktion), 1. April 2009 bis 2011 stellv. Ressortleiter Feuilleton/Literatur der *Zeit* (Hamburg), seit 1. August 2011 in der Berliner Redaktion der *Zeit*, seit 2013 als Literaturchef. Vom 10.7.2009 bis Ende 2010 Moderation (gemeinsam mit Amelie Fried) der ZDF-Literatursendung *Die Vorleser*. Juror beim Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt (seit 2007). Gastprofessur für Literaturkritik an der Universität Göttingen (Wintersemester 2008/09), Max Kade Critic an der Washington University in St. Louis (2016), Mitglied der Jury des Deutschen Buchpreises (2007) und des Candide-Preises (seit 2006). Berliner Preis für Literaturkritik (2007).

**Publikationen u. a.:** *Die Besten 2008: Klagenfurter Texte. Die 32. Tage der Deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt* (Hrsg., 2008), *Die Besten 2009: Klagenfurter Texte. Die 33. Tage der Deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt* (Hrsg., 2009), *Das war meine Rettung: 50 Persönlichkeiten erzählen von Wendepunkten in ihrem Leben*. (Mithrsg., 2012), *Das deutsche Kroko-*

Stipendiatin der Bernhard-  
Vogel-Stiftung und Musiker

## Chiara-Marie Gaebelein

Seit 2013 Schülerin am Musikgymnasium Schloss Belvedere. UNESCO-Verantwortliche ihrer Klasse. 2018 und 2019 Solistin der Vogtlandphilharmonie Greiz/Reichenbach, des Südthüringer Kammerorchesters sowie des Orchestra Triest in Italien, mit ihrem Streichquartett Stringente 2018 im Konzerthaus Berlin.

Mehrfache Preise beim Bundeswettbewerb Jugend musiziert. Im 9. Internationalen Salieri-Wettbewerb in Legnago 2018 und im 13. Internationalen Ars-Nova-Wettbewerb Triest 2018 Preisträgerin in den Solowertungen. Als Primaria ihres Streichquartetts Stringente 2018 Kammermusik-Preis des Innerschulischen Wettbewerbs ihrer Klasse und Gesamtpreis des 13. Internationalen Ars-Nova-Wettbewerbs in Triest. Preisträgerin des 23. Carl-Schroeder-Wettbewerbs Sondershausen 2019. Engagement als Konzertsolistin des Loh-Orchesters Sondershausen.

## Ludmilla Kogan

Ludmilla Kogan wurde 1988 in Moskau geboren. Mit 6 Jahren begann sie mit dem Klavierunterricht. Mit 12 Jahren Jungstudentin an der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ Berlin in der Klasse von Prof. Galina Iwanzowa, wo sie auch ihr reguläres Studium im Jahr 2007 begann. Von 2009 bis 2010 Erasmus-Studium an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien in der Klasse von Prof. Martin

Hughes. Ab September 2011 Studium an der Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“ Leipzig in der Klasse von Prof. Gerald Fauth. Abschluss im Februar 2014 mit Bestnote und Auszeichnung und den beiden Titeln Diplompianistin und Diplommusikpädagogin. Im Anschluss Kammermusik-Masterstudium im Fach Klaviertrio an der UdK Berlin beim Artemis Quartett. Das Abschlusskonzert dieses Studiums im Februar 2017 wurde ebenfalls mit Bestnote bewertet.

Von April 2015 bis März 2016 Lehraufträge für Werkstudium/Korrepetition Viola und Gitarre an der Hochschule für Musik „Franz Liszt“ Weimar. Seit April 2016 dort Korrepetitorin für Hohe Streicher, mit Schwerpunkt Viola. Ludmilla Kogan ist ehemalige Stipendiatin der Deutschen Stiftung Musikleben, der Karl- und Else-Wilke-Stiftung, sowie des Vereins YEHUDI MENUHIN Live Music Now Berlin und Leipzig.

Erste Preisträgerin nationaler und internationaler Wettbewerbe (z. B. Brahms Wettbewerb) in verschiedenen Wertungen (Solo, Duo, Trio, Begleitung). Solistische und kammermusikalische Auftritte, unter anderem mit dem Rundfunk-Sinfonie-Orchester Berlin, den Berliner Symphonikern und dem Staatsorchester Frankfurt/Oder u. a. an der Berliner Philharmonie, im Konzerthaus Berlin, an der Komischen und der Deutschen Oper Berlin, im Kloster Chorin. Mit dem Duopartner Alexander Malter (Klavier) regelmäßig Konzerte im Schloss Glienicke Berlin. Konzertreisen nach Polen, Japan, Spanien, Italien, Finnland und in die Schweiz.

## Niklas Tharan

Der Cellist Niklas Tharan, geb. am 26.11.1997 in Erfurt, begann im Alter von fünf Jahren mit dem Violoncellospiel. Von 2008 bis 2017 Musikgymnasium Schloss Belvedere in Weimar, Unterricht bei Professor Tim Stolzenburg. Konzerte 2014 im Konzerthaus Berlin, 2016 in Israel mit Schülern des Musikgymnasiums Schloss Belvedere sowie mit Studierenden und Professoren der Hochschule für Musik Weimar und 2017 beim Lunchkonzert in der Berliner Philharmonie. Mehrmals Kammermusikpartner beim internationalen Liszt-Wettbewerb für junge Pianisten in Weimar (2014 und 2017). 2016 debütierte er bei einem Konzert des Leipziger Symphonie Orchesters zusammen mit der Geigerin Johanna Müller als Solist. Ab Oktober 2017 Studium an der Hochschule für Musik Weimar in der Klasse von Prof. Marie-Luise Leihenseder-Ewald. Seit Oktober 2018 Stipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Mehrere erste und zweite Preise beim Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ in der Solo- und Kammermusikwertung.

Literaturpreis der  
Konrad-Adenauer-Stiftung  
1993–2018



**Literaturpreis 1993**

Sarah Kirsch

**Literaturpreis 1994**

Walter Kempowski

**Literaturpreis 1995**

Hilde Domin

**Literaturpreis 1996**

Günter de Bruyn

**Literaturpreis 1997**

Thomas Hürlimann

**Literaturpreis 1998**

Hartmut Lange

**Literaturpreis 1999**

Burkhard Spinnen

**Literaturpreis 2000**

Louis Begley

**Literaturpreis 2001**

Norbert Gstrein

**Literaturpreis 2002**

Adam Zagajewski

**Literaturpreis 2003**

Patrick Roth

**Literaturpreis 2004**

Herta Müller

**Literaturpreis 2005**

Wulf Kirsten

**Literaturpreis 2006**

Daniel Kehlmann

**Literaturpreis 2007**

Petra Morsbach

**Literaturpreis 2008**

Ralf Rothmann

**Literaturpreis 2009**

Uwe Tellkamp

**Literaturpreis 2010**

Cees Nooteboom

**Literaturpreis 2011**

Arno Geiger

**Literaturpreis 2012**

Tuvia Rübner

**Literaturpreis 2013**

Martin Mosebach

**Literaturpreis 2014**

Rüdiger Safranski

**Literaturpreis 2015**

Marica Bodrožić

**Literaturpreis 2016**

Michael Kleeberg

**Literaturpreis 2017**

Michael Köhlmeier

**Literaturpreis 2018**

Mathias Énard

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2019, Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Berlin

Die Beiträge sind in der von den Autoren gewählten Rechtschreibung abgedruckt.

Redaktion: Michael Braun und Miriam Fiordeponi

Fotos im Innenteil und Titelfoto: © Marie-Lisa Noltenius,  
Konrad-Adenauer-Stiftung

Gestaltung: yellow too Pasiak Horntrich GbR

Die Printausgabe wurde bei der Druckerei Kern GmbH,  
Bexbach, klimaneutral produziert und auf FSC-zertifiziertem  
Papier gedruckt.

Printed in Germany.

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung  
der Bundesrepublik Deutschland.



